

Ernst Bunke

Großstadt und Land : Vorträge und Erwägungen vom 1. Instruktionskursus über Großstadt und Land

Berlin: Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt, 1909

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1725862859>

Druck Freier  Zugang



OCR-Volltext

Großstadt und Land

Vorträge und Erwägungen
vom 1. Instruktionskursus
über Großstadt und Land

herausgegeben

von

Ernst Bunke

Inspektor der Berliner Stadtmision.



figurativ & druckartig
H. Pictor

Nr. 579 a

Berlin 1909

Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt

Vorwort.



Das Leben des Volkes ist eine Einheit, wie das Leben des Menschen. Leib und Seele gehören zusammen und wirken unaufhörlich aufeinander ein. So steht auch das geistige, geistliche, kirchliche Leben eines christlichen Volkes im engsten Zusammenhange mit seinen wirtschaftlichen, sozialen, politischen Bewegungen. Es gibt zwar noch immer christliche Kreise, die hier am liebsten eine Trennung, eine reinliche Scheidung durchführen möchten. Völlig lässt sich dies unter keinen Umständen erreichen, und auch annähernd nur, solange die Kreise der Gläubigen klein sind. Je größer die Zahl der Christen in einem Volk, desto selbstverständlicher und unausweichlicher wird der gegenseitige Einfluss des kirchlichen und sozialen Lebens.

Johann Hinrich Wichern, der Herold der Inneren Mission, hat diese Wahrheit der evangelischen Kirche neu eingeprägt. Er hat mit unausweichlicher Sicherheit erkannt, von

welcher großen Bedeutung die soziale Umwälzung des 19. Jahrhunderts für das kirchliche Leben war und immer mehr werden würde. Die Entwicklung der Industrie, die Bildung des Industriearbeiterstandes, das ungeheure Wachstum der Städte veränderten den sozialen Bau unseres Volkslebens dermaßen, daß die Kirche neue Wege einschlagen mußte, wenn sie ihren Einfluß beibehalten wollte. Daz sie es nicht rechtzeitig getan hat, war ihre Schuld und ist eine der vornehmsten Ursachen für die unbefriedigenden Zustände der kirchlichen Gegenwart.

Es ist das Verdienst Adolf Stoekers in erster Reihe, der Kirche zur Erkenntnis ihrer Aufgaben gegenüber den sozialen Umwälzungen geholfen zu haben. Die größten Widerstände waren zu überwinden. Über die Wucht seiner Persönlichkeit, die Glut der Liebe zu seinem Volke, die Macht seines kampfesfreudigen Glaubens, mit einem Wort: die Ausrüstung, die ihm Gott für Leib und Seele gegeben, hat ihn in den Stand gesetzt, im Bunde mit treuen Kampfgenossen innerhalb eines Menschenalters die sozialen Aufgaben der Kirche gegenüber dem Industriearbeiterstande, wie er sich besonders in den Großstädten sammelt, zur Anerkennung zu bringen.

Die industrielle Entwicklung des deutschen Volkes hatte ihre Rückwirkung auch auf die ländlichen Verhältnisse. Je länger, je mehr zeigte es sich, daß die Abwanderung

besonders aus den Ostprovinzen des Vaterlandes für die Landwirtschaft einen großen Schaden bedeutete. Mit äußeren Mitteln war die Landflucht bei unserer gesamten politischen Entwicklung nicht aufzuhalten. Sie offenbarte zudem innere Schäden in dem sozialen Leben des Landvolkes, die es der Heimat entfremdeten. Auch hier hing das äußere und das innere Leben aufs engste zusammen. Wer die ländliche Bevölkerung als einen überaus wertvollen Bestandteil unseres Volksganzen einschätzt, kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß die Pflege des eigenständigen Landlebens eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart ist. Prof. Heinrich Sohnrey, einst Lehrer in dem hannoverschen Lande, ist es gewesen, der die Not des Landvolks am tiefsten empfand und die Förderung ihrer Beseitigung unermüdlich in der Öffentlichkeit vertrat. Der „Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege“ ist sein Werk. Daß die ihm vorstehenden Aufgaben ohne Mitwirkung der Kirche nicht zu lösen seien, drängte sich ihm je länger, je mehr auf. Darum ist er zur Gründung der Monatsschrift „Die Dorffirche“ geschritten. In ihr sollen die Pastoren zu der Überzeugung geführt werden, daß auch vom Standpunkte der Kirche aus hier Aufgaben vorliegen, die die Entwicklung unseres Volkslebens gezeitigt hat und die mit aller Kraft in Angriff genommen werden müssen.

Zwischen Großstadt und Land besteht ein tiefgreifender Gegensatz. Die Agrarier sind für den durchschnittlichen Großstädter ein rotes Tuch. Umgekehrt haben die Landleute gegen alles, was von der großen Stadt her kommt, ein Misstrauen. Aber Großstadt und Land — beide im weitesten Sinne genommen — bilden zusammen unser gesamtes Volk. Sie stehen nicht nur im Gegensatz zueinander, sondern sie wirken auch unaufhörlich aufeinander ein. Es liegt alles daran, daß sie zum rechten Verhältnis, zur segensreichen Ergänzung untereinander gelangen. Die Politik hat hier große Aufgaben, die Kirche nicht minder. Alle, die nicht von egoistischen Interessen beherrscht sind, müssen dies erkennen.

Die Innere Mission hat stets in ihren Führern den Blick auf das Ganze des Volkslebens gerichtet. Sie ist die Pfadfinderin der Kirche nicht weniger, wie ihre Vorkämpferin. So haben auch die Vertreter der deutschen Stadtmisionen, die den Einfluß des Zwiespaltes von Großstadt und Land am eigenen Leibe erfahren, für notwendig erachtet, den Blick weiterer Kreise auf die hier vorliegenden Fragen hinzulenken. Darum hat der Verband der deutschen Stadtmisionen die Berliner Stadtmision beauftragt, einen **Instruktionskursus über Großstadt und Land** zu veranstalten. Er hat im April dieses Jahres in Berlin stattgefunden. Dem kleinen Kreis, der sich um ihn gesammelt hat, sind die

im vorhergehenden angedeuteten Fragen wichtig geworden.

Aber über diesen Kreis hinaus soll die Aufmerksamkeit für die Probleme wachgerufen werden, die Großstadt und Land in unseren Tagen stellen. Darum werden hier neben einem Bericht über den Kursus einige der Vorträge veröffentlicht, die bei dem Kursus gehalten sind, und zum Schluß einige Auseführungen geboten, die zur weiteren Behandlung der Frage anregen sollen.

Es ist nicht die Meinung des Herausgebers gewesen, daß das Verhältnis von Großstadt und Land in sozialer und kirchlicher Hinsicht hier irgendwie erschöpfend und allseitig behandelt werden sollte. Nur ein Teil der Verhandlungen des Instruktionskursus ist in den folgenden Blättern dargeboten. Er bot viel mehr. Aber auch er war nur ein erster Versuch nach dieser Richtung. Weitere sollen folgen. Es wird tiefgehender Erörterungen und vielfachen Meinungsaustausches bedürfen, bis die Frage nach allen Seiten geklärt ist. Also Anregung soll dieses Büchlein geben, nicht mehr. Aber dies, hoffe ich, wird es auch tun. Möge es viele nachdenkliche Leser finden!

Der Bericht über den Instruktionskursus von P. Möller, mit dem die nachfolgenden Darbietungen eröffnet werden, stammt aus der „Reformation“. Andere eingehende Berichte finden sich in der Zeitschrift „Die

„Innere Mission im evangelischen Deutschland“ von P. Lic. von Hülsen in Danzig und in der „Dorfkirche“ von P. W. Busch in Gr.-Schwirsen. Die Vorträge von Konsistorialrat Lic. Rogge, Landwirtschaftslehrer Brenning und P. Braun sind schon in der „Reformation“ veröffentlicht und von den Herren Vortragenden für die vorliegende Schrift bereitwilligst zur Verfügung gestellt, wofür ich ihnen auch an dieser Stelle danke.

Berlin, September 1909.

Ernst Bunke.

Vom Instruktionskursus über Großstadt und Land

von

Otto Möller,

Pastor in Neustadt bei Pinne.



I.*)

Wenn des Winters Wüten wärmeren Win-
den weicht, kommt die Zeit der Konferenzen,
Kongresse und Kurse. Gleich nach Ostern waren
in Berlin Zusammenkünfte, die wirklich ernster
Arbeit gewidmet waren. Abgesehen von der
Brandenburgischen Missionskonferenz und dem
Missionslehrkursus zeigten sie alle einen starken
sozialen Einschlag. Neben den Antialkoholikern
tagte der Kirchlich-soziale Kongreß, der
Evang. Oberkirchenrat versammelte eine große
Schar Pastoren zum kirchlich-sozialen Kursus
und gleichzeitig waren Verwaltungsbeamte zu
einem staatswissenschaftlichen Kursus vereint.
Daneben hat dann vom 19. bis 23. April in dem
„Instruktionskursus über Großstadt und Land“
noch ein bescheidenes Blümlein geblüht und
zwar zum ersten Male; nicht sehr beachtet von
„weiteren kirchlichen Kreisen“, aber doch ein
Blümlein am Baum der Inneren Mission, das

*) Teil I dieses Berichtes ist am 30. Mai,
Teil II am 15. August in der „Reformation“ erschienen.

vielleicht noch schöne Frucht bringen wird. Als es sich geschlossen hatte, war es der Wunsch aller, die an ihm ihre Freude gehabt hatten, daß es wieder und noch öfter aufblühen möchte, vielen zum Segen.

Es waren 33 Teilnehmer der Einladung des Verbandes deutscher Stadtmisionen nach dem Stadtmisionshause in Berlin gefolgt. Unter den 33 sah man drei Damen und einen Danziger Stadtmisionar, sonst waren Pastoren da aus Hessen-Nassau, Sachsen, Mecklenburg, Hamburg, Brandenburg, Schlesien, Pommern, Posen und Westpreußen. Meist waren sie von den Provinzialvereinen für J. M. deputiert. Die Berliner Stadtmisionare und Stadtmisionsinspекторen beteiligten sich, soweit es ihre Zeit erlaubte.

Die Leitung lag in der Hauptsache in Pastor Bunkes Hand. Die Stoffeinteilung war geschickt gemacht (vgl. den Geschäftsplan in Nr. 13 der „Reformation“), die Tagesordnungen waren reich besetzt und die Besprechungen gaben erwünschte Gelegenheit, Allgemeines und Sonderes, Beschwerden und Wünsche, Bedenken und Hoffnungen, Sorgen und Freuden zum Ausdruck zu bringen.

Ein kurzer Gang durch die in den Vorträgen behandelten Gebiete wird die Notwendigkeit des Kursus klarlegen und am Schluß Anlaß bieten zu einigen allgemeinen Bemerkungen.

Der Abend des 19. April brachte die Eröffnung des Kursus durch den Leiter der Berliner Stadtmision, Hosprediger Ohly, in dem Saal, an dessen Wänden die Erinnerungszeichen hängen an Adolf Stoeders Begräb-

nis. „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat,“ die Weisung von Quasimodo-
geniti, das gemeinsame Kampfes-, Sieges- und
Segenszeichen für alle kirchliche Arbeit in
Stadt und Land soll die Arbeiter einen zu
rechter Kooperation, das war die Anfangs-
mahnung.

Der Bedeutung von Großstadt und
Land für unser Volkss Leben galten die
Verhandlungen am Vormittage des ersten Kur-
sustages. In die Großstadt führte der Vor-
trag des Konsistorialrates Liz. Rogge = Stet-
tin. Mit der Tatsache des Vorhandenseins der
Großstädte müssen wir uns abfinden und dem
Problem, das seit Wichern nicht zur Ruhe ge-
kommen ist, nähertreten. Beängstigend rapide
ist das Wachstum der Großstädte bei uns ge-
wesen. 1871 lebten 4%, 1900 16,2% der deut-
schen Bevölkerung in Großstädten (in Städten
überhaupt 1871 36,1%, 1905 57,5%). Wir
stehen vor dem Problem der Masse. Leucht-
ende Lichtseiten treten uns entgegen. Die
Masse kann quantitativ und qualitativ die
Leistungen steigern. Unser Großhandel, unser
modernes Kreditwesen, unsere moderne Indu-
strie ist ohne die Großstädte nicht denkbar.
Die Großstädte sind Mittelpunkte der Intelli-
genz. Aus der Tatsache der Anhäufung von
Menschenmassen resultieren aber auch dunkle
Schattenseiten. Obenan steht die Unsicherheit
der Existenz. Alle, die nicht Beamte sind, hän-
gen von Konjunkturen ab. Nicht bloß dem
Handarbeiter, neben ihm Tausenden droht das
Gespenst der Arbeitslosigkeit. Das schärft den
Kampf ums Dasein, steigert die materielle Ge-

sinnung, fördert die Genußsucht, öffnet Abgründe des Elends. Die Großstädte werden zu Zentren sozialer Schäden und sittlich-religiöser Entartung und in politisch erregten Zeiten zu Herden der Revolution. Bemerkenswert ist, daß jede Großstadt der Stadt auf dem Berge gleicht. Sie lenkt die Blicke auf sich, zieht an, läßt aber auch Wirkungen von sich ausgehen. Sie erzeugt die öffentliche Meinung und bringt sie durch ihre Presse bis in das kleinste Dorf.

Den Dienern der Kirche erwächst in der Großstadt die Pflicht, sich für die spezifische Arbeit die denkbar beste wissenschaftliche Ausstattung anzueignen. Die Kirche selbst hat die Aufgabe, unablässig an der Organisierung der großstädtischen Menschenmassen zu arbeiten unter weitester Mithilfe von Laienkräften.

Den packenden und viele Fragen und Schwierigkeiten berührenden Ausführungen Rogges folgte der temperamentvolle Vortrag von Professor Dr. D a d e - Berlin, dem Generalsekretär des Deutschen Landwirtschaftsrates, über das Land. „Die Wurzeln der Volkskraft liegen auf dem Lande“, das war der Grundgedanke seiner Darlegungen. Als Maßstab für die Volkskraft nahm er 1. die Geburtenhäufigkeit, 2. die Sterblichkeit, 3. die Lebensdauer, 4. die Militärtauglichkeit. Nur einige seiner Zahlen: Von 1000 Frauen im Alter von 15 bis 45 Jahren waren nach der letzten Statistik auf dem Lande 183, in Berlin 97 Gebärende im Jahr. Die hygienischen Vorzüge der Großstadt und die dort verminderte Sterblichkeit können die geringere Geburtenziffer nicht wett-

machen, und heute noch trägt das Land zur Vermehrung und Erhaltung des Volkes das meiste bei. Ein Drittel der Großstadtbevölkerung nur ist in der Großstadt selbst geboren, zwei Drittel stammen vom Lande, die Familien degenerieren in der Großstadt und sterben aus, die physische Kraft der Großstädter ist geringer als die der Landbewohner. Von 100 Militärpflchtigen sind auf dem Lande 70 tauglich, in Berlin nur 32. Ganz besonders wies Professor Dade dann noch auf die psychische Degeneration, die sittlichen Gefahren der Großstadt hin und faßte seine Ausführungen zusammen, indem er die Bedeutung der Landbevölkerung dahin präzisierte, daß sie berufen sei, dem deutschen Volke Jugendkraft und Gesundheit an Leib und Seele zu erhalten. Hier muß aufklärende und bewahrende Arbeit einsetzen. Wir brauchen Männer, die mit Glaubensmut und Arbeitsfreudigkeit sich hier in den Dienst der großen Sache stellen, wie Stoeker es getan hat.

Die Besprechung, die sehr lebhaft war, zeigte schon an diesem ersten Tage eine Ueber-einstimmung darin, daß Nöte hier und dort sind, eine Trennung der Gebiete unmöglich ist und Kooperation aller Arbeiter, denen die Linderung der Nöte am Herzen liegt, erforderlich ist.

Der Mittwochvormittag führte in die Großstadt. „Notwendigkeit der Großstadtmission“ behandelte P. Le Seur und baute weiter auf dem Fundament des ersten Tages. Mit dem Auge des Seelsorgers schaute er in die Großstadtgemeinden hinein mit ihren anor-

malen Verhältnissen, von denen jeder weiß und über die jeder seufzt, der unser Volk und unsre Kirche liebhat. Wir wissen's alle: das Zusammentrömen und das Zusammenleben der Masse zerstört bald auch die besten Sitten, das Leben der Großstadt und der Kampf ums Dasein zerstören das Familienleben. Wir beklagen es, daß der Staat sich hat überraschen lassen von dem schnellen Anwachsen der Großstädte und daß er einen großen Teil der Schuld trägt an dem Wohnungselend, dem Überhandnehmen sittlichen Schmuzes in Bildern und Büchern, dem Buchern der Prostitution. Wir geben ohne weiteres zu, daß die Kirche große Verfäumnisze sich hat zuschulden kommen lassen. Berliner Gemeinden — sind sie nicht vielfach in der Hauptache nur Gemeinschaften der Steuerzahler? Gewiß, es sind noch Tausende, die ihre Knie nicht beugen vor dem Baal mechanischer Weltauffassung, aber geht nicht ein großes Misstrauen gegen die Kirche durch die Kreise der ernsten Christen, das sie zu den Selten treibt. Und dann die Not der Sittenlosigkeit und Zuchtlosigkeit jeder Art, die Not des Alkoholismus, die Sonntagslosigkeit, die sozialen Schäden gehen durch alle Gemeinden, die Austrittsbewegung berührt die ganze Großstadt. Wir brauchen in der Großstadt eine besondere interparochiale, neben den Gemeinden stehende, ihnen helfende, der Kirche dienende Arbeit zur Bekämpfung der allgemeinen Schäden. Stadtmission in der Großstadt ist notwendig. Mitten in diese Arbeit, in ihre Schwierigkeit, in die Hindernisse der Großstadt mis-

sion führte P. Braun dann ein. Wie ein ewig bewegtes Meer, in dem Strömungen hin und her gehen, erscheint die Masse der Menschen in der Großstadt. Wie schwer ist es da, den Einzelnen zu finden, zu halten, zu pflegen. Ueberall flutet der Schmutz der Sünde und befleckt die Seelen. Ueberall lähmt die indifferente und christentumsfeindliche Presse das religiöse Leben, weite Kreise hat der sozialdemokratische Terrorismus in seine harten Fesseln geschlagen, rasch fällt das meist so unlebendige nur als äußere Sitte vielfach getragene Christentum der vom Lande Zuziehenden dem bösen Geiste der Großstadt zum Opfer. Den Hindernissen gegenüber ist große Glaubens- und Liebeskraft nötig.

Wir haben uns fast zu sehr gewöhnt, soziale und kirchliche Nöte in erster Linie an der Großstadt zu studieren und die Mittel ihrer Bekämpfung für das ganze Volk aus der Waffenrüstung, wie sie in der großstädtischen Arbeit der Inneren Mission zubereitet wird, zu entnehmen, deswegen war es heilsam, daß der dritte Verhandlungstag die Gedanken auf die Notstände des Landes lenkte und die Bemühungen zur Beseitigung ihrer Ursachen beleuchtete. Hier kam ein Vertreter des Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege, Landwirtschaftslehrer Brenning zum Wort. Landflucht ist der größte Notstand des Landes. Wir begegnen ihr in allen Schichten und ihre Ursache liegt nicht allein in dem Trachten nach höheren Löhnen und der Sucht nach Vergnügen. Die Stein-Hardenbergsche Gesetzung hat einen großen Teil der ländlichen Be-

völkerung von der Scholle gelöst. Der unverheiratete Arbeiter findet in der Stadt besseren Verdienst. Die Landwirtschaft im Großbetriebe ist zur Saisonarbeit in vielen Punkten geworden, die Krankenversicherung ist dem Landarbeiter vorenthalten, in der Invalidenversicherung steht er ungünstiger als der Industriearbeiter, wirtschaftliche Missstände treiben sonst viele vom Lande weg, das dörfliche Leben ist verflacht, gute, alte Sitten und Gebräuche schwinden, Anregungen werden nicht geboten. — Als Antwort darauf sprach P. Reimann-Haselbach in Schlesien von der Beseitigung der Ursachen der Landnot in lebendigen Bildern. Wir müssen den Landbewohnern das Land lieb machen, rechten Bauernstolz pflegen, das Großstadtelend ihnen zeigen, Ortsgeschichte treiben und das Bildungstreben in richtige Bahnen leiten. Wir müssen wirtschaftlich helfen durch Genossenschaftswesen und Rentengutsbildung, wir müssen vor allem aber die religiös-sittliche Pflege der Landgemeinden uns angelegen sein lassen. In die außerordentlich lebhafte Besprechung griff auch Professor Sohnrey mehrfach ein.

Nun konnte am letzten Tage vom Dienst der Großstadtmision am Lande geredet werden. Wie soll die Großstadt auf das Land wirken, absorbtiv oder produktiv? so fragte P. Hobering-Halle. Großstadt und Land, es ist hier und da dieselbe Hirtenarbeit zu tun und die Arbeiter haben einander das Gewissen zu schärfen. Die Großstadtmision soll in der Großstadt Heimatliebe pflegen, die Heimat soll den in die Großstadt Ziehenden

nachgehen. Nicht gegeneinander, sondern mit-
einander an einer großen Sache arbeiten, das
ist die Pflicht.

Wie reich die Einwirkung der Großstadt-
mission auf das Land sein kann, zeigte Liz.
Thiem in Stettin. Die Großstadtmission lehrt
auf dem Lande neue Wege suchen und darauf
arbeiten, sie lehrt die Bedeutung der Organi-
sation und Vereinstätigkeit, Benützung der
Laienkräfte und die Arbeit an den einzelnen
Ständen.

Was nicht zur Tat wird, das hat keinen
Wert, darin klangen endlich die Ausführungen
von P. Bünke aus, der über Predigt- und
Vortragsreisen auf dem Lande referierte.
Wir kommen weiter unten noch darauf zurück.*)

Neben diesen Hauptverhandlungen mit
ihren eingehenden Besprechungen gingen die
Abendversammlungen her, in welchen bren-
nende Fragen, die Stadt und Land angehen,
nach Vorträgen von Stadtmissionsinspektoren
erörtert wurden. P. Thieme referierte über
den Kampf gegen die Unsitlichkeit,
P. v. Scheven über den Kampf gegen die
Arbeitslosigkeit, P. Schlegelmilch
über den Kampf gegen den Trunk.

An den Nachmittagen war Gelegenheit ge-
geben, Stadtmissionare auf ihren Berufswegen
zu begleiten und im Gespräch mit diesen Män-
nern der Praxis Einblick zu bekommen in die
Art und die Gebiete ihrer Arbeit. An einem Tage
wurde der Verein „Dienst an Arbeitslosen“
und das städtische Asyl für Obdachlose besucht.

*) Vgl. den letzten Aufsatz: „Die Solidarität der
kirchlichen Arbeit in Großstadt und Land“.

Einige der Kursisten führten auch nach Hoffnungstal. Einen Einblick in den schweren Dienst der Nachtmision zu bekommen, war ebenfalls möglich. Wahrlich eine große Fülle von Stoff, die wir in uns aufgenommen haben, ganz gewiß nicht in futuram oblivionem, sondern mit der festen Absicht, aus den Worten Taten werden zu lassen und in der Gewißheit, daß es jedem, ob er in Großstadt, Kleinstadt oder auf dem Lande als Pastor arbeitet, gilt: tua res agitur.

Es waren, wie Superintendent Schuster-Döschersleben in seinem Dankeswort am Schluß sagte, Tage heiliger Waffenbrüderschaft, die wir durchlebten, wir fühlten uns alle als Soldaten einer Armee und wurden gewiß, daß nur der Zusammenschluß der Waffen den Sieg verbürgt.

Hofprediger Ohly freute sich, in seinem Schlußwort feststellen zu können, daß der Gedanke der Solidarität und der Kooperation den Kursus beherrschte. Er ließ in drei Schriftworten den Kursus ausklingen. Zuerst für die ganze Sache: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ (Matth. 28, 20). Jesus ist der Herr der Großstadt und des Landes, der Herr der Großstadtmision und der Landmision, der Herr, der bei beiden den Erfolg garantiert. — Dann für Wertung unserer Arbeit 1. Kor. 15, 58: „Seid fest, unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn, sitemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.“ — Endlich für die Rückkehr des Einzelnen auf sein Arbeitsfeld als Segenswunsch 2. Thessalonicher 3, 16: „Er aber, der Herr des Friedens,

gebe euch Frieden allenthalben und auf allerlei Weise. Der Herr sei mit euch allen!"

II.

Mancherlei andere Arbeit hat die Abschaffung der Schlußbemerkungen verzögert, und es könnte scheinen, als kämen sie nun ganz post festum. Inzwischen hat aber die „Reformation“ zwei von den Hauptvorträgen des Kursus, den von Rogge und den von Bremning ihren Lesern zugänglich gemacht und damit weiteren Kreisen genauen Einblick gewährt in die Fragen, welche auf der Tagesordnung standen. Die Berliner Stadtmision war die Veranstalterin des Kursus, der Verband deutscher Stadtmisionen stand hinter ihr, aber die Verhandlungen zeigten, daß es sich hier nicht um Spezialfragen der Großstadtmision handelte, und daß nicht das „Land“ sich hier allein mit den Missionsarbeiten in der Großstadt in Verbindung zu sehen habe, sondern daß hier Fragen und Probleme vorliegen, die die ganze Innere Mission als solche angehen.

Es wurde mehrfach bedauert, daß der Zentralausschuß durch den Oberkirchenratskursus so in Anspruch genommen war, daß er nur am letzten Tage für ganz kurze Zeit sich durch eins seiner Mitglieder vertreten lassen konnte, und es wäre mit Freuden zu begrüßen, wenn bei dem zweiten Kursus, der, so Gott will, im nächsten Jahre gehalten werden wird, der Zentralausschuß sich aktiv beteiligte.

Der diesjährige Kursus hat in der Hauptsache vorbereitende Arbeit geleistet. Die Probleme sind klargestellt. Hier die Großstadt mit

ihren hellen Lichtseiten und ihrer Notwendigkeit für das Volksleben. Dort das Land mit seinem noch vorhandenen Ueberschuß an Volkskraft. Hier die Großstadt mit ihren sozialen und sittlichen Notständen und ihren verderblichen Wirkungen auf das Land. Dort das Land, auf dem auch sündige Menschen wohnen und sittliche und soziale Nöte sind, und dem nun noch durch Landflucht und Stadtsucht größere Schäden drohen. Großstadtmission, die helfen will, dort ländliche Wohlfahrtspflege und seelsorgerliche Liebe, die festigen und heilen wollen. Und überall Christenmenschen, der Kirche Christi anbefohlen, um deren zeitliches Wohl und ewiges Heil es sich handelt, im letzten Grunde hier und da dasselbe Interesse, dieselbe Arbeit, dasselbe Ziel. Das Resultat des Kursus konnte nichts anderes sein, als die Erkenntnis, daß Kooperation notwendig ist, keine Trennung der Arbeiter, sondern Waffenbrüderschaft im heiligen Kampf.

Nun aber gilt es den Weg finden zur gemeinsamen Arbeit. Pfarrer Busch-Groß-Schwirsen macht im Anfang seiner Artikelserie „Die Innere Mission und das Land“ in der „Reformation“ der Inneren Mission den Vorwurf, daß sie gegenüber den Nöten auf dem Lande es an der richtigen Initiative habe fehlen lassen, muß aber zum Schluß dann sagen, daß ebensofehr Unterlassungen der Pastoren vorliegen und daß der Pastor im Verein mit den sich ihm auf dem Lande bietenden Helfern den größten Teil der Arbeit selbst leisten kann. Er bekennt, wie ihm Heinrich Sohnrey die Augen für die Not geöffnet und ihn zur Arbeit freudig

gemacht hat. Er bedauert, daß die J. M. weder das Genossenschaftswesen noch die Gastrahausreform in den Rahmen ihres Wirkens bisher gezogen hat, er wünscht mehr Unterstützung der Arbeit in der Presse. Dieselben Gedanken kamen auch bei dem Kursus zum Ausdruck.

Hier gilt es einzusehen. Wir wollen das Gute nehmen, von welcher Seite es auch kommt. Wir wollen uns freuen, daß die in ihren Anfängen rein humanitär und deutsch-völkisch gerichtet gewesenen Wohlfahrtsbestrebungen Professor Sohnrehs nicht an der Kirche vorübergehen wollen, sondern die Bedeutung christlicher Seelenpflege für die Wohlfahrtspflege wohl erkennen und würdigen. Wir wollen nicht vergessen, daß auch für unsere Dorfgemeinden die J. M. schon Großes getan hat im Diaconissenwesen und der Frauenhilfe, im Volksbibliothekswesen (ehe die neuere Bewegung kam) und in der christlichen Schriftenarbeit, in der Jugendpflege und auf manch anderem Gebiet. Wir werden uns oft gar nicht klar darüber, wie viel wir eigentlich der J. M. verdanfen, weil so viele Gedanken und Pflichten, die sie erst hat lebendig werden lassen, uns ganz selbstverständlich geworden sind. Wir wollen, und das ist nicht bloß für Pastoren, sondern für jeden Christen gesagt, an Menschenseelen arbeiten, doch dabei nicht vergessen, daß die Seele im Leibe wohnt. Wir wollen arbeitend lernen, zwischen der Wohlfahrtspflege auf dem Lande und der Inneren Mission die richtige Verbindung zu finden.

Die Organe der J. M. aber, die Provinzialvereine und dann der Zentralausschuß müssen

ihrerseits die Arbeit innerhalb gleichgearteter Bezirke organisieren und Grundgedanken und Fingerzeige geben. Es treten andere Forderungen auf in rein evangelischen und andere in konfessionell gemischten, noch andere in national und konfessionell gemischten Gegenden. Es sind in Westdeutschland andere Notstände auf dem Lande brennend, wie im Osten. Die größeren Verbände müssen auch die Einrichtung der von P. Bunke gewünschten Predigt- und Vortragsreisen über Großstadt und Land in die Hand nehmen. Dabei müssen aber die von der Großstadtmision entsandten Reiseprediger nicht zunächst mit dem Gedanken auf das Land hinausgehen: „Wie interessiere ich die Leute für unsere Stadtmision?“ sondern mit dem andern: „Wie helfe ich dazu, daß die, welche auf dem Lande Heim und Brot haben können, dort auch bleiben?“ — Wichtig ist, daß neben den Predigten in der Kirche auch öffentliche Vorträge gehalten werden.

Wenn es gelingt, zwischen der Inneren Mission und den Bestrebungen der ländlichen Wohlfahrtspflege eine rechte Arbeitsgemeinschaft zu finden und wenn es weiterhin gelingt, die Erfahrungen der Großstadtmision der ländlichen Eigenart anzupassen — dann ist kein Instruktionskursus über Großstadt und Land mehr notwendig. Bis dahin aber ist noch manche Arbeit nötig und was in treuer Arbeit erfahren und gewonnen ist, soll auf dem nächsten Kursus ausgetauscht werden.

Dankerfüllt und hoffnungsfreudig sind die Teilnehmer des ersten Kursus heimgekehrt.

Die
Bedeutung der Großstädte
für das Volksleben

von

Lic. Christian Rogge,
Konsistorialrat in Stettin.



I.

So natürlich und selbstverständlich uns das Vorhandensein unserer Großstädte ist, so werden wir doch gut tun, uns in Erinnerung zu rufen, daß die Frage nach der Bedeutung der Großstädte für das Volksleben eine verhältnismäßig neue ist. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war Deutschland noch ein von wenigen unbedeutenden Klein- und Mittelstädten durchsetztes Gebiet; der Schwerpunkt seines sozialen Lebens ruhte durchaus noch auf dem Lande (Sombart: Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert. 1. Auflage, S. 457).*) In Preußen wohnten 1849 erst 28,04 Prozent der Bevölkerung in Städten. Es hatte damals nur 15 Städte mit über 30 000 Einwohnern. Ein starkes Anwachsen der großen Städte ist eigentlich erst seit etwa

*) Mir war leider nur die erste Auflage zugänglich.

1850 bemerkbar. Dann nimmt allerdings die städtische Bevölkerung rapide zu. Im Deutschen Reich lebten in Städten im Jahre 1871 36,1 Prozent der Bevölkerung, 1900 schon 54,3 Prozent. Dabei ist noch zu beachten, daß die Groß- und Mittelstädte ganz erheblich stärker wachsen, als die Kleinstädte. In Großstädten mit über 100 000 Einwohnern wohnten 1871 4,8 Prozent, 1900 16,2 Prozent. Bei der Bevölkerung der Großstädte sind ferner wir Evangelischen nicht unerheblich stärker vertreten, als die Katholiken. Nach der Zählung von 1905 wohnten in Preußen

Evangelische Katholiken

in den Städten	11,2	5,1	Mill.
auf dem Lande	12,1	8,1	"
in Großstädten	5,0	2,0	"

Nur in den Industriegebieten überwiegt die katholische Bevölkerung.

Beachtet man die eben skizzierte Entwicklung, insbesondere die Tatsache, daß das Wachstum der großen Städte erst seit etwa 1850 einsetzt, die Wichernsche, für die kirchliche Seite der Frage grundlegende Denkschrift dagegen schon aus dem Jahre 1848 stammt, so werden wir Wicherns prophetischen Scharfblick um so höher einschätzen. Er ist doch der Erste gewesen, der in der evangelischen Kirche das Problem der Großstadt erkannt und mit voller Energie aufgerollt hat.

* * *

Das Problem der Großstadt ist seitdem nicht wieder zur Ruhe gekommen. Die einen haben die Großstädte bekämpft, und nicht wenige hätten sie am liebsten vom Erdboden vertilgt. Andere haben sie in den Himmel gehoben. Die Großstädte selbst haben unbewußt von Lob und Tadel stetig zugenommen. Schon das ist ein Zeichen, daß eine gewisse innere Notwendigkeit diesem Wachsen zugrunde liegt. Welches ist nun die Eigenart der Großstadt, die dann natürlich auch der kirchlichen Arbeit in ihr das Gepräge geben muß? Es ist mit einem Wort gesagt das Problem der Masse. Wichern hat das bereits erkannt. Dem aufmerksamen Leser seiner Denkschrift begegnet immer wieder der Begriff der Masse, der durch ihn in das kirchliche Denken eingeführt ist. In der Tat, in der Masse liegt der Charakter der Großstadt beschlossen; in der Masse offenbaren sich ihre Vorzüge, aber auch alle ihre Schattenseiten.

Schon rein äußerlich ist es die Masse, die der Großstadt das Gepräge gibt. Der Heranfahrende sieht zuerst in der Ferne eine dunkle, am Abend unheimlich gerötete Rauchmasse am Horizont lagern. Dann erscheinen die großen Häusermassen. Endlose Reihen von vier-, fünfstöckigen Gebäuden, die in den Arbeitervierteln, welche der Reisende zuerst berührt, nur wenig individuelle Bauart zeigen. Zumal der Einblick in die Hinterhäuser und Miet-

Kasernen erweckt den Eindruck einer wimmelnden Menschenmenge. Sodann der flutende Verkehr in den Straßen, die glänzenden Läden mit den schier unendlichen in ihren Schaufenstern aufgehäuften Schätzen aus allen Ländern der Erde; Auswahl über Auswahl, am Abend alles eingetaucht in blendendes Licht. Das gibt ein großartiges, herauschendes Bild, dem sich so leicht niemand entzieht. Was Goethe gelegentlich in Verona von dem altrömischen Amphitheater sagt, es sei „so recht gemacht, dem Volke mit sich selbst zu imponieren, das Volk mit sich selbst zum besten zu haben“, das gilt nicht minder von der modernen Großstadt. Denn eigentlich, dem Menschen imponiert tatsächlich die Menge von zweibeinigen Wesen seinesgleichen; die Masse übt auf den Einzelnen eine starke suggestive Kraft aus, und auf dieser psychologischen Tatsache beruht nicht zum wenigsten die magnetische Anziehungskraft und der faszinierende Eindruck, den die moderne Großstadt auf den Durchschnittsmenschen macht.

Indessen ist das alles selbstverständlich nicht nur blendender Schein. Hinter der imponierenden Außenseite verbirgt sich ein sehr realer Kern. Die Masse ist imstande, die Leistungen zu steigern. Zunächst schon quantitativ, aber doch auch qualitativ. In dieser Steigerung liegt zum guten Teil die Bedeutung der Großstadt für das Volksleben. Es kommt mir dabei hier nicht darauf an, zu untersuchen,

ob diese Steigerungen nur auf dem Wege der Großstadtentwicklung möglich waren, sowie ob sie die Opfer wert sind, die sie kosten. Ich habe mich hier an die Tatsache zu halten, daß sie bei uns in Deutschland und wohl in der ganzen modernen Welt tatsächlich durch Großstadtbildung eingetreten sind.

Achten wir auf Einzelheiten, so hat die großstädtische Entwicklung in erster Linie einen enormen Aufschwung in Handel und Wandel zustande gebracht. Der Großhandel in seiner heutigen Gestalt ist ohne Großstädte kaum denkbar. Nur sie können jene höchste Vervollkommenung aller Verkehrsmittel bieten, die der Großhandel braucht. Sie sind die Knotenpunkte der Eisenbahnnetze und Seestraßen; in ihnen laufen in den Börsen alle die Fäden zusammen, die die Welt umspannen und die Preise bestimmen. Insbesondere haben sich auch unsere großen Städte zu den Zentren des Kredit-Verkehrs entwickelt. So gab es in Berlin am Ende der 1850er Jahre erst 384 Personen, die sich mit Geld- und Kreditgeschäften befaßten, während 1885 deren 8547 ermittelt wurden. In den letzten 14 Jahren ist bei der gewaltigen Ausdehnung der Banktätigkeit in diesem Zeitraum deren Zahl sicher wieder um ein Vielfaches gewachsen. Wie gewaltig dieser Aufschwung ist, zeigt z. B. die Tatsache, daß die Deutsche Bank 1870 mit einem Kapital von 15 Millionen Mark gegründet wurde. 1900 war dieser Betrag

auf 200 Millionen angewachsen. (Sombart, S. 203 und 207.) So sind die Großstädte die Zentren des Geldverkehrs und des Großhandels. Von ihnen als von den Mittelpunkten streckt dann das Geschäft seine tausend Arme aus, um das gesamte Hinterland planmäßig mit seinen Erzeugnissen zu befruchten. Hierbei handelt sich's um eine typische Erscheinung. Soweit unsere Kenntnis der Weltgeschichte reicht, ob wir nach Babylon oder Tyrus, Karthago oder Korinth, Genua oder Venedig, Hamburg oder London gehen, höchste Ausgestaltung des Handels und Verkehrs ist unzertrennlich von Großstadtentwicklung. Aber in der Neuzeit hat auch der Detailhandel ganz neue Anregungen und Richtlinien daher bekommen, und sein heutiger vornehmster Grundsatz „Kleiner Verdienst bei großem Umsatz“ ist wiederum nur denkbar auf der Grundlage großstädtischen Lebens.

Hand in Hand mit dieser Entwicklung des Handels geht die Bedeutung der Großstadt für die Entwicklung der Technik. Schon die Probleme der Ernährung, Einquartierung, Ortsveränderung einer großstädtischen Bevölkerung stellen eine Reihe der interessantesten und schwierigsten technischen Aufgaben. Denken Sie allein an unsere Hoch- und Untergrundbahn, Rohrpost, Fernsprecher und dergl. So erhält die technische Entwicklung allein durch das Bestehen der Großstadt eine ungeahnte Fülle von Anregungen. Dazu

kommt, daß bei uns in Deutschland bis vor kurzem auch die Großindustrie eine entschiedene Neigung zur Großstadt zeigte, die erst neuerdings, wenn ich recht sehe, etwas im Abnehmen begriffen ist. Stellten doch die Großstädte mit ihren Menschenansammlungen ihr am leichtesten die nötigen Arbeitskräfte, wie andererseits hinwiederum die Industrie zahllose Arbeitermassen in die Großstädte hineinzog. Nehmen Sie z. B. eine Stadt wie Kiel, das 1866 ca. 26 000 Einwohner hatte, jetzt, wo es nicht nur Sitz der Marine, sondern vor allem ein Zentralpunkt der Schiffbau-Industrie, die Stadt der großen Werften geworden ist, gegen 200 000 Einwohner zählt. Gerade diese Konzentration der Industrie in den Großstädten ist von der weitreichendsten Bedeutung für unsere ganze wirtschaftliche, soziale und politische Entwicklung geworden. Sie hat das Proletariat erzeugt, bei dem das Problem der Masse am akutesten geworden ist. Das Proletariat ist die Masse.

Ein drittes. Nach der Großstadt drängt im allgemeinen die Intelligenz des Landes. Schon in den niederen Klassen. Es sind im großen ganzen die Begabtesten, die aus den kleinen Städten und vom Lande nach der Großstadt ziehen, „um ihr Glück zu machen“. Es kann sich hier wieder nicht darum handeln, festzustellen, ob es für sie wirklich der richtige Weg war. Die Erfahrung stellt, soweit ich unterrichtet bin, fest,

daß ältere Leute bei ihrer Uebersiedlung meist eine Enttäuschung erleben. Sie sind für die gesteigerten Ansprüche der Großstadt nicht genügend ausgerüstet und stehen sich oft schlechter, als auf dem Lande. Aber ihren Kindern und jüngeren Zuwanderern gelingt es doch wohl, die vermehrten Möglichkeiten des Vorwärtskommens in der Großstadt auszu nutzen. Sie sind tatsächlich vorhanden. Die Großstadt zieht die Intelligenz an sich und pflegt sie; Großstadtschulen leisten von den Volkschulen an für die intellektuelle und technische (ich betone das!) Ausbildung der Schüler mehr, als die Kleinstädtischen und ländlichen Schulen. Dazu kommt das bei weitem reicher entwickelte Fortbildungs- und Fachschulwesen, alles Institute, die zur Voraussetzung ihrer vollkommenen Ausgestaltung eine gewisse Masse, oder doch wenigstens Menge von Lehrern und Schülern haben.

Aber auch die höhere Intelligenz drängt im Durchschnitt nach den großen Städten. Der großzügige Zuschnitt des Lebens, die reicheren Bildungsmittel locken, und nicht zum wenigsten der an sich nicht unberechtigte Wunsch, ein größeres Vermögen zu erwerben, beziehungsweise im größeren Kreise ein umfassenderes Wirken entfalten zu können. Auch dieses sind gewiß Hoffnungen, die nicht immer in Erfüllung gehen, die aber doch viele herbeilocken. Durch diese zuströmenden, intellektuell begabten Kräfte, die in einen intensiven Wettbe-

werb miteinander treten, wird das intellektuelle Gesamtniveau gehoben. Die Großstadt wird zum Mittelpunkt der literarischen, ästhetischen, wissenschaftlichen Bestrebungen. Sie ist auch pekuniär ganz anders als kleinere Städte in der Lage ihre Institute, Krankenhäuser, Museen, Bibliotheken auszurüsten, und schafft dadurch vervollkommenete Lehr- und Lernmöglichkeiten. Freilich kann dieser Punkt bereits eine Achillesferse der Großstadt sein. Die Erfahrung zeigt, daß sie zwar intellektuelle Durchschnittsbildung erhöht, aber durchaus nicht ohne weiteres der Mutterboden für eine schöpferische, geistige Produktionskraft ist. Diese wird durch das zerstreuende unruhige Leben der Großstadt eher gehemmt als gefördert, wenn nicht eine sehr starke Fähigkeit, sich zu konzentrieren bei einzelnen Persönlichkeiten diesen übeln Einflüssen die Wage hält.

Dabei sind wir nun schon bei der Kehrseite der Medaille angelangt, bei den Schattenseiten der Großstadt. Als deren erste möchte ich nennen, daß die wirtschaftliche Unsicherheit der Existenz in der Großstadt weit größer ist, als in der kleinen Stadt oder auf dem Lande, wo der einzelne Mensch im allgemeinen in seinen Wirkungskreis fest eingewurzelt ist, und der Arbeitswillige seine Arbeit findet. Die Großstadtbewohner aller Klassen, die nicht zufällig Beamte sind, bleiben abhängig nicht nur von zufälligen Glücks-

umständen, sondern vor allem von den großen Konjunkturen in den wirtschaftlichen und politischen Krisen. Die Arbeitslosigkeit steht als drohendes Gespenst vor Tausenden. Der Kampf ums Dasein nimmt alle Kraft in Anspruch und spannt sie bis zum Versagen der Nerven und der physischen Fähigkeiten an. Dadurch kommt ein Geist nervöser Unruhe in die Bewohner der Großstadt, der sich dann von hier in das ganze Land fortpflanzt. Außerdem entsteht aus der Fülle der von der Arbeitslosigkeit Betroffenen oder diesem Kampf um die Existenz nicht Gewachsenen ein Massenelend, das den kundigen Beobachter nicht nur mit schmerzvoller Teilnahme, sondern mit innerem Entsetzen und mit banger Sorge um die Zukunft unsres Volkes erfüllt.

Aber auch sonst treibt der geistiger te Kampf ums Dasein wunderliche Blüten. Die Mittel, um in ihm zu bestehen, werden immer verzweifelter, die Kämpfer in ihren Mitteln immer weniger wählisch. Aufdringliche Reklame, Sucht nach Aufsehen erregender Sensation drängen sich in den Vordergrund. Die Masse tötet in zahllosen Fällen die feineren und zarteren Empfindungen und Gefühle nicht nur auf wirtschaftlichem, sondern auch auf geistigem Gebiet. Gehen Sie allein durch eine Kunstausstellung hier vor in München und achten Sie darauf, zu welchen Mitteln die Künstler greifen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Sie werden

wunderliche Beobachtungen machen. In der Großstadt ist das Gediegene stets in Gefahr, vom Marktschreiertum besiegt zu werden, und ihre Reklamegrößen gehen dann von ihr aus in die Provinz und verderben auch dort den Sinn für das Echte und den guten Geschmack.

Hast noch bedenklicher ist eine andere Seite der Großstadt. Die in ihr aufgehäuften Schätze und Genüsse ziehen eine gefährliche Genußsucht groß und prägen dem großstädtischen Leben einen stark materiellen Stempel auf. Wer kann z. B. auch von uns hier durch die Leipziger und Friedrichstraße gehen, ohne daß in ihm nicht hie oder da ein lebhaftes Begehrten erregt würde, was ja der Geschäftsmann übrigens auch bezweckt. Nun denken Sie sich den in einfachen und beschränkten Verhältnissen lebenden Arbeiter an diesem Glanz der Schaufenster vorübergehend — der muß ja neidisch und gennußsüchtig werden. Aber nicht nur der einfache Arbeiter. In einer Fülle von halslosen Charakteren, ja ich möchte sagen im Durchschnittsmenschen überhaupt wird diese Lust, zu genießen und um jeden Preis zu genießen, systematisch großgezogen. Und allüberall öffnen sich bereitwilligst Gelegenheiten, um diesen Hang zu befriedigen. Es ist aber ein bekanntes psychologisches Gesetz, daß Nerven leicht abstumpfen und immer intensivere und raffiniertere Eindrücke bedürfen, um denselben

Genuß zu empfinden. So treibt der Zug zum Materiellen in der Großstadt zu immer ausgeschüchterten Reizen und Angriffen auf die Sinne ihrer Bewohner. Materieller Genuß, luxuriöses Schwelgen in Wohnung, Kleidung, Nahrung werden auf eine fast unglaubliche Höhe getrieben, die dadurch noch nicht wertvoller wird, daß sie sich hie und da mit einem ästhetischen Mäntelchen drapiert. Oft genug wird freilich auch dieses verschmäht, und die Genußsucht artet in schamlose Orgien aus, die Ehre, Vermögen, Gesundheit untergraben und verzehren, die Menschen frühzeitig an Leib und Seele ruinieren. Nirgends wird so intensiv gearbeitet, wie in der Großstadt, nirgends aber auch so sehr statt wahrer Erholung nur Anregung und Anreizung der Nerven gesucht, die zur Zerstörung führt. Die Großstadt ist der Moloch, der jährlich unzählige Menschenopfer verschlingt.

Dazu wirkt ja überhaupt die Anhäufung der Massen auf engem Raum mit. Bei den in engen Löchern zusammengepferchten proletarischen Massen, wie bei den mit Genüssen übersättigten oberen Zehntausend entstehen hygienische, sittliche, religiöse Dekadenerscheinungen bösester Art. Sie werden vermehrt durch ein wildes Durcheinander heiraten, dem jede in übersichtlichen Verhältnissen mögliche sorgsame Auslese fehlt. Wer auf die Zufälligkeiten achtet, unter denen großstädtische Heiraten oft zustande kommen,

wundert sich zuweilen, daß wir nicht noch mehr Ehescheidungen erleben. Diese man- gelnde Auslese bei den Heiraten führt aber in ihren Folgen notwendig zu einer Ver- schlechterung der Rasse, die, wie man nach der Geschichte fast meinen möchte, beim Auftreten der Großstädte fast unvermeidlich ist.

Endlich sammeln sich in der Großstadt wie die guten, so die schlechten Elemente. Sie wird zum Massenquartier der Verbrecher. Nicht nur Massenelen, sondern auch Massenentartung ist ihre ständige Be- gleitercheinung. Eine Armee von Dirnen und Zuhältern unterhöhlt den Boden. In politisch erregten Zeiten sind die Großstädte die Herde der Revolution.

II.

Nach diesen allgemeinen Darlegungen lassen Sie mich nun auf das spezielle kirchliche Gebiet hinüberlenken, und auf die Bedeutung, die die Großstädte in dieser Beziehung für unser Volk haben.

Da ist nun in gewissem Sinne die Großstadt die Stadt, die auf dem Berge liegt. Das liegt eben an ihrer Größe. Sie lenkt die Augen des Hinterlandes auf sich, und von ihr gehen zumal durch die Presse unzählige geistige Einflüsse in die Provinz hinein. Je länger, je weniger kann die Lokal- presse als Beeinflusserin der geistigen Atmo-

sphäre gegen die Großstadtpresse konkurrieren. Selbst in den entlegensten Dörfern findet sich diese oder jene Berliner Zeitung und erfreut sich zumeist größerer Autorität, als das Lokalblättchen. So wirkt die Stellung der großstädtischen Bevölkerung und Presse zur Kirche und zu kirchlichen Fragen sehr bedeutsam weiter auf das gesamte kirchliche Leben des Landes. Die geistigen Kämpfe unserer Tage, soweit sie bereits die Massen des Volkes berühren, werden zum guten Teil in unseren Großstädten ausgefochten, die dadurch für die kirchliche Entwicklung ausschlaggebend werden. Nehmen wir hinzu, daß die Großstadt im Durchschnitt eine nicht unbeträchtliche intellektuelle Höhe der Bevölkerung aufweist, so folgt aus dem Gesagten, daß auch die Vertreter der Kirche in der Großstadt mit tüchtiger wissenschaftlicher Durchbildung in diesem geistigen Kampf mitten drin stehen müssen, wenn anders die Kirche ihren Einfluß auf das Volksleben behalten will. Eine Sekte oder eine kleine Gemeinschaft kann dieser Tätigkeit entraten, aber schon die katholische Kirche muß trotz ihres festen Gefüges und ihrer starken dogmatischen Autorität einen nicht unbeträchtlichen Teil ihrer Kraft auf apologetische Erörterungen verwenden. Unsere evangelische Kirche gar, der von ihrem Entstehen an Wahrheits- und Wirklichkeits- sinn eingeprägt sind, der es ein Lebensbedürfnis ist, mit der geistigen Entwicklung des

Volkes Schritt zu halten, und nicht nur Schritt zu halten, sondern sie zu führen, ist durch ihre ganze Natur dazu genötigt, sich dauernd mit den geistigen Strömungen der Zeit auseinanderzusetzen, aufzunehmen, was irgendwie einen Fortschritt bedeutet, aber auch scharf zu prüfen, daß nicht wider- oder unterchristliche Momente sich in ihre Überzeugung eindrängen. Diese Auseinandersetzungen werden zum guten Teil in der Großstadt am ersten erforderlich werden. Darum drängen die großstädtischen Verhältnisse die evangelischen Geistlichen in die Prästätigkeit und in die Volksversammlung geradezu hinein. Denn die großstädtische Bevölkerung zeigt auf diesem Gebiete wieder eine ganz charakteristische Eigenschaft der Masse, die starke Suggestibilität. Ich möchte für diesen in kirchlichen Kreisen lange nicht genug beachteten Punkt hinweisen auf die kleine Schrift von Le Bon: „Psychologie der Masse“, die zwar in erster Linie romanische Verhältnisse im Auge hat, aber doch mehr oder minder auch für unsere Großstadtbevölkerung gilt. Le Bon weist darin sehr charakteristisch nach, in wie hohem Maße der Einzelne abhängig ist von der geistigen Atmosphäre, die ihn umgibt, und wie überall, wo Massen in Frage kommen, ganz bestimmte charakteristische psychologische Erscheinungen eintreten. Die Großstadt erzeugt die öffentliche Meinung und wird dann von ihrem Kinde beherrscht. Darum gilt es stets auf der Wacht

sein und der ungemeinen Suggestionskraft, wie sie z. B. der Materialismus und der pantheistische Monismus, auch die Be-
glückungstheorien der Sozialdemokraten heute
haben, starke christliche Einflüsse entgegenzu-
setzen. Die Notwendigkeit dieser Arbeit hat
nach Wichern wohl niemand so wie Stoeger
erkannt.

Doch ist das nur ein Weg, und noch nicht
einmal der wichtigste. Denn die öffentliche
Meinung ist, zumal bei großstädtischen Ma-
ssen, immer ein außerordentlich variabler Fak-
tor, auf den man nicht allzuviel bauen darf.
Das haben wir in unserem politischen Leben
in den letzten Jahren und Monaten nur allzu
deutlich erfahren. Eine andere Aufgabe ist
für mein Empfinden ganz erheblich wichtiger.
Um der Masse Herr zu bleiben, gibt es nur
einen Weg, sie zu organisieren. Denn
die Masse, auch die Volksmasse, ist zunächst
nur ein zusammenhangloses Konglomerat,
und darin liegt ihre große Gefahr für das
ethische und religiöse Leben, die nur in der
organischen Gemeinschaft gedeihen können.
Wir merken das bei jedem, der in die Groß-
stadt zuzieht. Gerade inmitten der Fülle von
Menschen überkommt ihn ein Gefühl des Iso-
liertseins, der größten Einsamkeit. Und dieses
Gefühl kann äußerst bedenkliche Folgen haben,
denn es weckt auch das Bewußtsein, jeder
Kontrolle enthoben zu sein. Die haltende Kraft
der beobachtenden, urteilenden, in Sitte ge-

festigten Gemeinschaft, der sich auf dem Lande und in der Kleinstadt so leicht niemand entziehen kann, fehlt. Die Folge davon ist, daß die sittliche und religiöse Widerstandskraft erlahmt: „Es erfährt ja niemand etwas davon, was du treibst.“ Daher in der Großstadt so viele Menschen fast ein Doppel Leben führen. Neußerlich ehrbar, wo sie sich in ihren Kreisen bewegen, außerhalb derselben zuchtlos und verlottert. In diesem Punkte liegt der tiefgreifende grundätzliche Unterschied zwischen Großstadt und Land, auch in bezug auf das kirchliche Leben, und die pfarramtliche Tätigkeit. Das Land und die Landgemeinde sind organisiert. Jeder hat seine Stelle, auf die er hingehört; das Leben jedes Einzelnen liegt offen und durchsichtig vor den Leuten da. In der Großstadt ist zunächst eine zusammenhanglose Masse vorhanden, die erst der Organisation bedarf. Der Pfarrer auf dem Lande, der treue Seelsorge treibt, kann seiner Gemeinde damit genügen; der Großstadt-pfarrer, der nicht die Fähigkeit besitzt, Organisationen zu bilden, oder wenigstens vorhandene zu leiten, ist ein verlorener Mann. Das kirchliche Leben der Großstadt schreit geradezu nach der Mithilfe der sogenannten Laien, zumal in unserer evangelischen Kirche, die an geistlichem Personal viel ärmer ist, als die katholische. Nur wo große, von Laien getragene Organisationen arbeiten in kirchlichem Sinne, ist es möglich,

in der Großstadt den Einzelnen beizukommen.

Wie diese Organisationen zu schaffen sind, ist eine viel verhandelte Frage. Besonders an den Namen Sulze knüpfen sich oft besprochene, praktisch im ganzen noch wenig erprobte Vorschläge. Sulze hatte ursprünglich wohl kleinere ländliche Gemeinden im Auge, und hoffte ihre übersichtlichen Verhältnisse auf die Großstadt übertragen zu können durch Verkleinerung der Gemeinden. Hier in Berlin sind in den letzten Jahren mehrfach ziemlich radikale Vorschläge nach dieser Seite hin gemacht worden. Nun ist es selbstverständlich, daß Riesengemeinden, wie wir sie vielfach in der Großstadt haben, ein Unding sind. Als nicht unerreichbares Ideal (vergl. Barmen, Elberfeld, Kassel, Halle) müssen wir danach streben, auf 4—5000 Seelen einen Geistlichen zu haben. Aber auf die Gefahr hin, als arger Ketzer gescholten zu werden, ich glaube nicht, daß auf diesem Wege allein wirklich dauernde Erfolge erzielt werden können. Auch in diesem Vorschlag offenbart sich deutlich der alte Mangel des kirchlichen wie des politischen Liberalismus an wahrer Regierungskunst. Mechanische Teilung schafft nicht organische Gebilde. Denn eine großstädtische Gemeinde, bestehend aus den Bewohnern eines bestimmten, lokal abgegrenzten Häuserkomplexes, ist eben keine Gemeinde, kein organisches Gebilde, wie ein Dorf oder

eine Kleinstadt, sondern ist mehr oder minder nur ein zufälliges Agglomerat von hin- und herziehenden Menschen, die keine Macht der Erde ohne weiteres zu einer wirklichen lebendigen Gemeinde umwandeln wird.*). Darum muß die Großstadt neben der Gemeinde neue kirchliche Organisationen schaffen, teils in religiös gleichgestimmten Kreisen (Jünglings-, Jungfrauenvereine, Gemeinschaften), teils, und das wird das wichtigste sein, in Gewerkschaften und Berufsgenossenschaften, teils in bestimmten Zweckverbänden zur Hebung einzelner, besonders zu bezeichnender Notstände; und es ist die große und wichtig, aber für das kirchliche Leben entscheidende Aufgabe, die zu lösen ist — in der katholischen Kirche stellenweise gelöst ist — diese Organisationen in enger Fühlung mit der Kirche zu erhalten, so daß sie möglichst eigenartig und frei gestaltet, aber doch von kirchlichem Geiste getragen sind. Wenn es gelänge, diese Organisationen so auszubauen, daß möglichst jeder Bewohner der Großstadt dadurch der Isolierung entnommen und in organische Verbindung mit seinesgleichen gebracht würde, dann wäre die große Aufgabe, die dem kirchlichen Leben der Großstadt in der Gegenwart gestellt ist, gelöst. Lokalgemeinden und um-

*) Wie ich während der Korrektur sehe, macht auch Niebergall (Die ev. Kirche S. 45 ff.) dieselben Bedenken geltend.

fassende Organisationen müssen Hand in Hand miteinander arbeiten.

Gelingt es, durch die Lösung dieses Problems die kirchlichen, meist entkirchlichten Massen der Großstadt in organische Gebilde zu verwandeln, so würde die Rückwirkung weit über die Kreise der großen Städte hinaus von erheblicher Bedeutung für unser gesamtes kirchliches Volksleben werden. Dabei denke ich nicht nur an die bewahrenden und erhaltenden Kräfte, die von einer solchen Kirche ausgehen würden, sondern an die grundlegende Veränderung, die dadurch in dem Typus unserer evangelischen Kirche vor sich geht. Was unserer evangelischen Kirche bisher gemangelt hat, ist die Fähigkeit, zu organisieren. Das ist ihr Erbfehler von den Tagen der Reformation an, der sich zunächst in der Zeit der Gegenreformation, dann wiederum in der Gegenwart bei dem Heranwachsen der Großstädte bitter gerächt hat. Es ist jetzt vielleicht die letzte Gelegenheit, die uns gegeben wird, es zu erlernen. Die Großstadt ist dafür die hohe Schule. Was in ihr gelernt ist, kann dann fruchtbar verwendet werden im ganzen weiten Land. Auch das gehört zur Bedeutung der Großstadt für das kirchliche Leben unseres Volkes.

Ich bin mir der weittragenden Bedeutung dieser Sätze wohl bewusst und auch der Gefahr, die sie in sich bergen. Wird nicht

durch dieses Hindrängen auf Organisation die Innerlichkeit, der größte Schatz unserer evangelischen Kirche, leiden? Die Gefahr ist vorhanden, das ist unfraglich. Andererseits gehört es aber zu den elementaren Erscheinungen jedes gesunden Lebens, daß es sich auswirkt in organischen Formen. Hat sich diese Wirkung bei unserer evangelischen Kirche bisher unvollkommen gezeigt, so ist das ein Beweis dafür, daß ihr inneres Leben nicht gesund, wenigstens nicht kräftig genug entwickelt gewesen ist. Aber freilich, es muß ein natürliches Wachsen der Formen sein und darum sei es noch einmal betont: organisieren, nicht schematisieren. Das ist ja gerade die Gefahr der Großstadt, daß in ihr die Massen nach gewissen äußeren Rubriken geordnet und verteilt werden. Eine solche Lösung wäre totbringend für die innere Entwicklung unserer Kirche. Ein Heer muß Uniform haben, aber in der Kirche erstickt sie das Leben. In der Mannigfaltigkeit ihrer Gebilde und in der individuellen Durchbildung ihrer Persönlichkeiten im Geiste Christi besteht ihre Kraft und ihr Reichtum. Darum tut uns feiner Spürsinn not für wirklich lebendige Gliederungen, die lebensfähig und keimkräftig sind.

Das waren einige kurze Gedanken über das weittragende, mir gestellte Thema. Gelingt es der großstädtischen Masse durch rechte Organisation Herr zu werden und sie

mit wahrhaft christlichem Geist zu durchdringen, so werden unsere Großstädte nicht mehr die Wasserköpfe sein, die unendliche Kräfte verschlingen, sondern sie können zu Kraftzentren des Volkslebens werden, von denen segensreiche Einflüsse ausströmen bis ins letzte Dorf.

Die Ursachen der Landflucht

von

A. Brenning,

Landwirtschaftslehrer in Berlin.



I.

Hochgeehrte Versammlung! Die Not des Landes soll der Gegenstand der heutigen Besprechung sein, und ich soll Ihnen die Ursachen dieser Landnot darlegen. Da möchte ich ganz kurz darauf eingehen, was unter dieser Landnot zu verstehen, beziehungsweise, was wir von unserem Standpunkte der Wohlfahrts- und Heimatpflege darunter verstehen. Es sind ja viele Notstände vorhanden, die unser ganzes Volk betreffen: ich brauche nur an die Alkoholnot, das immer weitere Umfächgreifen einer materiellen Lebensanschauung, die ihr Ziel nur auf die Erreichung von Geld und Gut richtet, zu erinnern und brauche nur die Verrohung unserer Jugend und Zunahme der Zuchtlosigkeit zu erwähnen, die, natürlich mit Ausnahmen, auf dem Lande wie in der Stadt gefunden und beklagt werden. Aber das Land hat seine besonderen Not-

stände, wie es, gottlob in reichem Maße, seine besonderen Vorzüge hat, die aber leider nicht immer in das rechte Licht gerückt und oft verkannt werden, und für die gerade in ländlichen Kreisen oft genug nur wenig Verständnis vorhanden ist.

Die Notstände des Landes finden ihren Ausdruck in der Erscheinung der Landflucht, und ich werde daher meiner Aufgabe wohl am besten dadurch gerecht, wenn ich Ihnen die Ursachen der Landflucht *) darzulegen versuche. Natürlich finden sich diese nicht überall in gleichem Maße, hier treten besondere Umstände ein, die die Landflucht günstig oder ungünstig beeinflussen, dort kommt nur der eine oder der andere Grund in Betracht, während die übrigen kaum eine wesentliche Rolle spielen. Ich hoffe aber, Ihnen im Rahmen dieses kurzen Vortrages doch ein übersichtliches Bild entwerfen zu können.

Die Landflucht begann in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, um mit Anfang der siebziger Jahre einen bedrohlichen Umfang anzunehmen. Die nachstehende kleine Zusammenstellung unterrichtet am schnellsten über die seitdem einsetzende Bevölkerungsentwicklung.

*) Vergl. Brenning, Innere Kolonisation.
Leipzig 1909.

Es wohnten in Prozenten der Bevölkerung

	1871	1895	1905
in Großstädten mit über 100 000 Einwohnern . .	4,8	13,5	18,97
in Mittelstädten von 20 000 bis 100 000 Einwohnern	7,7	10,5	12,88
in Kleinstädten von 5000 bis 20 000 Einwohnern	11,2	13,6	13,77
in Landstädten mit 2000 bis 5000 Einwohnern .	12,4	12,2	11,80
in ländlichen Wohnplätzen unter 2000 Einwohnern	63,9	50,2	42,58

Diese Bewegung wird noch auffälliger, wenn man bedenkt, daß während dieses Zeitraumes die Gesamtbevölkerungszahl Deutschlands ganz außerordentlich zugenommen hat. Sie betrug 1871: 40,8, 1895: 52,28, 1905: 60,6 Millionen Einwohner. Bei dieser steigenden Bevölkerungsziffer wiegt der prozentige starke Rückgang weit schwerer und wird am bedenklichsten dadurch, daß er stattfindet trotz eines erheblichen Geburtenüberschusses auf dem Lande. Während die Bevölkerung in Deutschland jährlich etwa um 800 000 Köpfe steigt, zeigt das platt Land eine Abnahme von 200 000 Köpfen. In einem Artikel über das Wachstum der Großstädte sagte Friedrich Naumann: „Wer in der Großstadt das Ziel der Kultur sieht, kann glücklich sein, denn selbst die Engländer haben nur 39 Großstädte, und auch die Nordamerikaner besitzen weniger als wir. Im großen Welt- sport der Großstadtbildung haben wir den Rekord erzielt, und es wird sich in Zukunft

nur darum handeln, ob wir oder die Nordamerikaner die Weltmeisterschaft in Menschenanhäufungen beanspruchen dürfen.“

Auf dem platten Lande beträgt der natürliche Bevölkerungszuwachs jährlich im Durchschnitt 345 000 Köpfe, der Wanderverlust rund 2 000 000 Köpfe. Nun sind nach der letzten Volkszählung von 1905 in der Berufsgruppe Landwirtschaft, Weinbau, Gärtnerei, Tierzucht, Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei rund 95 000 Personen beiderlei Geschlechts mit außerdeutscher Staatsangehörigkeit ermittelt, die als ländliches Gesinde, sonstiges Hilfspersonal oder ländliche Arbeiter und Tagelöhner anzusehen waren. Die Hauptmasse dieser Personen darf man wohl als den Ersatz der fehlenden einheimischen landwirtschaftlichen Arbeitskräfte ansehen. Noch weit größer ist die Zahl der Sommerarbeiter fremder Staatsangehörigkeit. Das Landesamt hat berechnet, daß das platte Land, welches zurzeit durchschnittlich jährlich 200 000 Personen an die Städte und die Industrie abgibt, bei voller Besetzung aller ländlicher Arbeitsplätze mit einheimischen Kräften nur etwa 125 000 Köpfe abgeben könnte. Es bleibt also immer ein Defizit, ein Verlust, der nicht wieder einzubringen ist. Das ist es, was man als „Landflucht“ bezeichnet. Nicht die Abwanderung überhaupt, wie es auch keinem Vernünftigen beikommen wird, jeden einzelnen auf dem Lande festhalten zu wollen.

Wäre das überhaupt möglich, so würde das Land bald nicht mehr genug Arbeitsgelegenheit bieten. Denkt man sich ein Dorf, in dem aller Besitz in festen Händen ist, und in dem der durchschnittliche Bevölkerungszuwachs, wie ihn Deutschland zeigt, stattfindet. Diese vermehrte Bevölkerung wird tatsächlich sehr bald nicht genügende Arbeitsgelegenheit im Dorfe finden. Die Geschwister der Erben finden keine Gelegenheit, ein Stück Land zu erwerben, sie müssen das Dorf verlassen. Das ist ein natürlicher Vorgang, der sich so und so oft abgespielt hat und immer wieder stattfindet.

Anders liegt aber die Sache da, wo die Abwanderung so stark wird, daß eine Entvölkerung eintritt, daß Mangel ist an Arbeitskräften, um das Land zu bestellen und die Ernte hereinzubringen, wenn Gefahr droht, daß die Quelle der Volksgesundheit und als diese müssen wir das Land ansehen, versiegt. Dieser Zustand ist krankhaft und ungesund, und hält er an, so stellt er eine schwere wirtschaftliche und nationale Gefahr dar, auf deren Abhilfe der Staatsmann wie der Volkswirt bedacht sein muß. Einem Schaden ist aber nur dann abzuhelfen, wenn seine Ursachen erkannt sind, und es ist wohl klar, daß bei solch einschneidender Änderung in unserer Volkswirtschaft viele Ursachen zusammenwirken.

Daß es nur die höheren Löhne sind oder nur der Hang nach Genuss oder Vergnügen,

wie man es so oft hört, ist durchaus verkehrt, derartige gewaltige Umänderungen in der wirtschaftlichen Geschichte eines Volkes werden nur durch eine Reihe von Einflüssen hervorgerufen.

Da ist es einmal die Verteilung des Grundbesitzes, und zur näheren Erklärung dieser Ursachen gestattet Sie mir einen ganz kurzen geschichtlichen Rückblick. Es ist eine auffällige Tatsache, daß die Landflucht bei weitem da am stärksten ist, wo der Großgrundbesitz überwiegt, obgleich dieser durchaus nicht eine so große Fläche einnimmt, wie im allgemeinen angenommen wird. Nach den neuesten Feststellungen sind in Deutschland 32,53 Millionen ha landwirtschaftlich benützter Flächen vorhanden, und davon entfallen 15,7 % auf Kleinbetriebe von 0,5 ha Größe, 29,9 % auf Betriebe von 5—20 ha, 30,3 % auf Betriebe von 20—100 ha und 24,1 % auf Betriebe von über 100 ha Größe. Innerhalb Deutschlands zeigen aber die einzelnen Gebiete gewaltige Verschiebungen. Während die glücklichste Verteilung ohne Frage da herrscht, wo der bei weitem größte Teil der Landwirtschaft nutzbaren Fläche sich in Besitz und in Bewirtschaftung von Bauern befindet, und während tatsächlich in Deutschland durchschnittlich ungefähr 80 % des Landes in der Hand bäuerlicher Besitzer liegen, überwiegt in einigen östlichen Gegenden Deutschlands der Großgrundbesitz in so starkem Maße,

daß z. B. im Kreise Franzburg in Pommern nur 10 % der Fläche Bauernland sind. In dem Gebiete östlich der Elbe herrscht der Großgrundbesitz in außerordentlich hohem Maße vor, und es fehlen außer den Arbeitern auch die kleineren Bauernwirtschaften, die sich in der Folge der früheren Kolonisationstätigkeit im allgemeinen am widerstandsfähigsten erwiesen haben. Ist doch der östliche Großgrundbesitz zum großen Teil auf Kosten der bäuerlichen Wirtschaften entstanden, die von dem Großgrundbesitzer nach dem Dreißigjährigen Kriege aufgesogen wurden. Wüste Ländereien wurden eingezogen, besetzte Steilen gekündigt und dem Gute einverleibt. Erst unter Friedrich Wilhelm I. wurden Gesetze erlassen, die die Gutsbesitzer zwangen, für jeden gekündigten Bauern einen neuen anzusezen, und ebenso die wüsten Hufen neu zu besetzen. In Gegenden, wo diese Gesetze nicht galten, wie in Schwedisch-Pommern und den ritterschaftlichen Teilen von Mecklenburg ist tatsächlich jeder Bauernstand so gut wie verschwunden. Eine weitere Verminderung des kleinen und bäuerlichen Besitzes war die Folge der vielgerühmten Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung, die bei allen Vorteilen doch mit die Schuld trägt an der heutigen Verschuldung des bäuerlichen Besitzes und der immermehr einsetzenden Entvölkerung des platten Landes. Die Verschuldung ist eine Folge der damals erfolgten Anerkennung der

freien Verschuldbarkeit des Grund und Bodens. An der Entvölkering hat sie durch die Art der Regelung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse beigetragen. Bis zu dieser Regelung war die ländliche Bevölkerung an die Scholle gebunden. Der Grundherr hatte ein Unrecht auf die Arbeitskraft der gebundenen Arbeiter und seiner arbeitsfähigen Kinder und dagegen die Verpflichtung, für seine Arbeiter zu sorgen. Es wurde nun bei dieser Regulierung auf das Drängen der ostelbischen Besitzer ein Unterschied gemacht, zwischen dem spannfähigen regulierbaren und dem nicht spannfähigen unregulierbaren Besitz. Dieser unregulierbare Besitz konnte zum Gute geschlagen werden, und von diesem Recht machte der Großgrundbesitz ausgiebigen Gebrauch. Von den Insleuten wurde der Besitz aufgekauft, und so entstand die ländliche und landlose Arbeiterschaft. Erst zu spät sah der Großgrundbesitzer ein, daß er durch das Auskaufen der Insleute sich seinen seßhaften Arbeiterstamm entfremdet hatte, und als man auf dem Wege der Gesetzgebung 1848 versuchte, den Fehler dadurch wieder gut zu machen, daß auch der nicht spannfähige Besitz für regulierbar erklärt wurde, da war es schon zu spät. Es liegt in dem Verkennen der Folgen von dem Auskaufen der Insleute ein Verschulden des Großgrundbesitzes vor, das eine Entschuldigung in dem Entgegenkommen der Regierung finden kann, das aber anderer-

seits sich viel schwerer rächt und in seinen Folgen viel verhängnisvoller wird, als es je vorauszusehen war. Ministerialdirektor Dr. Thiel schreibt im Hinblick auf diese Entwicklung: „Es gilt, (nämlich bei der inneren Kolonisation) einen fundamentalen Fehler wieder gut zu machen, den man im Anfange des vorigen Jahrhunderts bei der Regelung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse dadurch gemacht hat, daß man eine besitzlose Arbeiterklasse auf dem Lande schuf, welche zwar von der Hörigkeit und Abhängigkeit befreit, aber auch all der Wohlstaten beraubt, auf welche sie als Aequivalent ihrer Abhängigkeit bisher Anspruch gehabt hatte. Unsere ländlichen Arbeitsverhältnisse würden heute ganz wesentlich besser liegen, wenn man schon damals Arbeiterstellen mit kleinem Landbesitz geschaffen hätte.“ Das war aber eben nicht geschehen. Den Tagelöhnern und Insleuten auf den Gütern bot sich kein Vorwärtskommen. Sie hatten keine Gelegenheit, ein kleines Eigentum zu erwerben, ihre Kinder hatten, blieben sie daheim, keine andere Aussicht, als wieder Gutsarbeiter zu werden. Dabei fehlte den Gutstagelöhnern das sehr wesentliche Moment der Zugehörigkeit zu einer sozialen Gemeinschaft. Im Dorfe fühlt sich der Tagelöhnner dem Bauern gleichberechtigt, er kann an den Gemeindewahlen teilnehmen, er hat so gut seinen Einfluß wie der Bauer. Das alles fällt beim Gutstagelöhnner weg. Dieser

Unterschied wird um so bedeutsamer zu einer Zeit, in der das Streben nach größerer wirtschaftlicher Selbständigkeit allgemein ist. Die Abwanderung ist daher auch in den Bezirken mit vorwiegendem Großgrundbesitz besonders groß und findet nur eine Wiederholung in der überstarken Abwanderung aus den Gegend mit Zwergbesitz, wie Württemberg.

Regierungsrat Dr. Stumpfe sagt in seinem trefflichen Werk über die Arbeiter-Ansiedlung hinsichtlich der Gründe, die den Arbeiter vom Lande forttreiben und die ihn dorthin wieder zurückführen: „Gerade die strebsamsten und tüchtigsten Elemente, wie allgemein bekannt ist, gehen weg, weil und so lange sie für sich und ihre Kinder keine Möglichkeit zum Aufsteigen sehen, weil sie sehen, daß sie und ihre Kinder und Kindeskinde das bleiben müssen, was ihre Eltern und Voreltern waren: Hofgänger, Knechte und Instleute. Sobald sie aber die Möglichkeit vor Augen haben, sich, wenn auch unter großen Entbehrungen und Anstrengungen emporzuarbeiten und zu einem wenn auch nur ganz kleinen und verschuldeten Besitz zu gelangen, so kehren die Leute nach ihrer Militärzeit gern ins Heimatdorf zurück, denn sie wissen, wofür sie arbeiten. Die Liebe zur Heimat und zur Scholle ist zurzeit glücklicherweise in unserem Landarbeitervolk noch stark entwickelt, eine Tatsache, die für das Werk der Sesshaftmachung eines Teiles

unserer Arbeiter von weittragender Wichtigkeit ist.

II.

Die plötzliche Menschenanhäufung in den Großstädten und Industriebezirken in den siebziger und achtziger Jahren hatte die Wohnungsnot als natürliche Folge, und eine weitere Folge dieser Wohnungsnot waren die in der Öffentlichkeit so vielfach erörterten sozialen und hygienischen Schäden. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese drohenden Uebelstände die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkten, und es ist wiederum anzuerkennen, daß von Seiten der Industriellen und beteiligten Gemeinden an dieser Stelle kräftig eingegriffen worden ist. Auf dem Lande, wo bei der zerstreut wohnenden Bevölkerung diese Schäden nicht so offensichtlich zutage traten, ist auch in dieser Hinsicht lange Zeit wenig oder gar nichts geschehen.

Der leider zu früh verstorbene Ernst Hasse urteilt in seiner Deutschen Politik (1. Bd., 4. Heft): „Nach meiner Ueberzeugung, — und ich habe einige Erfahrungen auf beiden Gebieten —, ist die Wohnungsnot auf dem Lande mindestens ebenso schlimm als in der Großstadt. Der Unterschied besteht zwischen beiden im wesentlichen nur darin, daß „man“ die Wohnungsnot auf dem Lande kaum kennt und jedenfalls sich um sie wenig kümmert, während über die Wohnungsnot in der Stadt schon Bibliotheken von Büchern geschrieben

worden sind. In der Großstadt sind die Menschen dichter zusammengedrängt. Die Mißstände liegen in der Verdrängung der Familien aus den besseren Teilen der kleinen Mietwohnungen durch Schlafgänger und Altermieter, in den größeren Haushaltungen aber in der schlechten Unterkunft der Dienstboten und der Gewerbegehilfen. Auf dem Lande wohnen die Menschen weniger dicht. Aber die Güte, Bequemlichkeit und Gesundheit der Wohnungen z. B. des landwirtschaftlichen Tagelöhners, der Drescher und des Geßindes läßt oft alles zu wünschen übrig, und zwar nicht nur in dem verschrienen Ostelbien. Wenn diese Notstände bisher weniger in die Augen fielen als die Wohnungsnot in den Großstädten, so lag dies zum Teil darin, daß unsere führenden Menschen überhaupt über das Land weniger wissen als über die Städte. Und dann ist die Wohnungsnot auf dem Lande gesundheitlich dadurch erträglicher gewesen, daß die landwirtschaftliche Bevölkerung eben einen großen Teil des Lebens in der gesunden, freien Luft arbeitet. Am schlimmsten liegen die Dinge da, wo der Notstand des Landes (schlechte Wohnungen) mit dem städtischen Notstand (dichtes Wohnen, Schlafgänger usw.) zusammenfällt, wie bei der Heimindustrie in den sog. Industriedörfern.“ Die Wohnungsnot hier wie da erfordert aber eine energische Abhilfe, die für den städtischen Arbeiter schon im großen Umfange eingeleitet

ist, während der landwirtschaftliche Arbeiter auch hier zurücksteht. Am auffälligsten tritt der Unterschied zwischen Stadt und Land hinsichtlich der Wohnungsfürsorge in die Erscheinung, wenn man vergleicht, was die Landesversicherungsanstalten bisher zur Förderung des Arbeiterwohnungswesens getan haben. Die landwirtschaftlichen Arbeiter sind bei der Verwendung der sehr reichlichen Mittel für diesen Zweck durchaus zu kurz gekommen. Bis Ende 1905 waren von den 31 bestehenden Landesversicherungsanstalten in Deutschland 140 Millionen Mark zum Bau von Arbeiterwohnungen bewilligt worden, und an diesen Gesamtbewilligungen sind die Landarbeiterwohnungen mit noch nicht 3 % beteiligt, obgleich die landwirtschaftlichen Arbeiter doch einen erheblichen Teil der Anstaltsvermögen aufgebracht haben.

Zur Beurteilung dieser auffallenden und unerwünschten Tatsache muß auf die Schwierigkeit hingewiesen werden, die sich den Versicherungsanstalten dadurch boten, daß auf dem Lande geeignete Organisationen zur Empfangnahme, Verwaltung und Sicherstellung der Baudarlehen fehlten, die Landesversicherungsanstalten aber verpflichtet sind, das Vermögen wie ein guter Hausvater zu verwalten und jedes Risiko auszuschließen. In den Städten dagegen haben einmal die Städteverwaltungen als Darlehnsvermittler fungiert, wenn diese Möglichkeit auch nur in

geringem Maße ausgenutzt wurde; im ganzen haben bei neun Anstalten Gemeinden nur in Höhe von 5,25 Millionen Mark die Bürgschaft für solche Darlehen übernommen. Wohl aber fanden sich die geeigneten Geldvermittlungsstellen in den Bauvereinen, die als eingetragene Genossenschaften m. b. H. die nötige Rechtssicherheit boten. Dass mit der Errichtung von Berufsgenossenschaften der rechte Weg beschritten war, zeigt ihre Entwicklung von 28 Berufsgenossenschaften im Jahre 1888 auf 641 Baugenossenschaften im Jahre 1905. In den letzten Jahren sind freilich von verschiedenen Versicherungsanstalten Versuche gemacht worden, diese Ungleichheit zu be seitigen und auch für die Besserung des ländlichen Arbeiterwohnungswesens Mittel zur Verfügung zu stellen; es sind ja auch schon Erfolge zu verzeichnen, aber sie halten sich noch in engen Grenzen. Nun glauben wir freilich nicht, dass die Landarbeiterfrage lediglich eine Wohnfrage ist, aber es lässt sich nicht von der Hand weisen, dass wir es auch hier mit einer Bevorzugung der gewerblichen Arbeiter vor den landwirtschaftlichen zu tun haben und dass alles, was in dieser Richtung liegt, auf die Landflucht mit bestimmend wirkt.

Eine bedeutungsvolle Rolle spielt die Lohnfrage. Die Menge Geld! Diese Vorstellung mag oft genug der Grund zum Zug vom Lande sein. Und hält man die im Jahre über verdiente bare Lohnsumme des städti-

schen und landwirtschaftlichen Arbeiters ohne Berücksichtigung des Naturallohnes gegen- einander, so scheint der Unterschied freilich gewaltig und man ist denn auch dazu ge- kommen, von ländlichen Hungerlöhnen zu reden. Wie steht es tatsächlich damit? Ist die Lohnfrage wirklich ein so schwer wie- gender Grund zur Landflucht? Mit leeren Redensarten ist auf der einen wie auf der anderen Seite wenig geholfen. Es sind daher Untersuchungen, freilich bisher nur verein- zelt, darüber angestellt worden, wie sich die vom Lande abgewanderten Arbeiter in der Stadt später stehen. Ich kann auf diese Unter- suchungen hier nicht eingehen, sondern nur darauf verweisen und die Resultate anziehen. Danach liegt die Sache so: Eine Verbesse- rung ihrer Lage haben die unverheirateten Arbeiter sicher erreicht, die Arbeiterfamilien aber nicht. Die letzteren sind hinsichtlich der beiden wichtigsten Lebensbedingungen, Woh- nung und Beköstigung oft schlechter gestellt als auf dem Lande, die Abhängigkeit, die der ländliche Arbeitervertrag ihnen aufge- nötigt hatte, ist in der Stadt durch den wirt- schaftlichen Druck mindestens gleich stark. Diese Abgewanderten leben zwar in der Stadt, doch die Unnehmlichkeiten sind ihnen verschlossen. Die Lage der unverheirateten Arbeiter hat sich mit ihrer Zuwanderung in die Stadt er- heblich verbessert, im gleichen Verhältnis hat sich die der verheirateten Arbeiter verschlech-

tert. Es ist wohl zu beachten, daß der landwirtschaftliche Arbeiter, der sein Handwerk versteht und seine Hantierung von Jugend auf geübt hat, in der Industrie nur als ungelernter Arbeiter gilt, und daher bei dem Massenandrang in dieser Arbeitskategorie zur niedrigsten Lohnklasse gehört, worauf bei jeder Gelegenheit nachdrücklichst hingewiesen werden sollte.

Bei der Lohnfrage spielen aber noch andere Momente mit. Ich erwähnte schon den Naturallohn, der leider von seiten der Arbeiter meist nicht genug gewürdigt wird und andererseits auch von den Besitzern in Verkenntung seiner Bedeutsamkeit in manchen Gegenden vollkommen durch Barlohn abgelöst ist zum Schaden der Arbeiter und der Besitzer selbst. Ist es auch schwer, die Naturallöhnung, wo sie besteht, aufrecht zu erhalten, und ist es noch schwer, sie da, wo sie verschwunden ist, wieder einzuführen, so ist doch ihre Beibehaltung und zeitgemäße Ausgestaltung von der größten Bedeutung, vorausgesetzt, daß die Unternehmer ihrerseits alles tun, um die Naturallöhne für die Arbeiter vor teilhaft und segensreich zu machen.

Das ist auf dem Lande deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil die Lebensmittelversorgung so im argen liegt. Im allgemeinen sind die auf dem Lande feilgehaltenen Kolonialwaren minderwertig und viel zu teuer, dazu kommt, daß wenigstens in den östlichen

Provinzen der Kramläden fast immer mit einer Gastwirtschaft verbunden ist und diese unglückliche Verquickung trägt in ganz außerordentlicher Weise zur Verbreitung der Trunksucht auf dem Lande bei. Auf diese Weise kommen die kleinen Leute auf dem Lande fast nie aus der Schuldenwirtschaft heraus. Abhilfe ist hier sehr wohl möglich. Einmal durch Lebensbedarfsanstalten und dann auch durch Reformgasthäuser, deren Bildung durch Pfarrer Reetz in Siedlow in Pommern eifrig gefördert wird, und für die in Ostpreußen im Anschluß an die dort bestehende Landgesellschaft erst ganz neuerdings eine besondere Organisation geschaffen wurde.

Die erwähnte und besprochene Lohnfrage war aber nur eine Folge der wirtschaftlichen Aenderungen in der Landwirtschaft überhaupt, und die vollkommene Umwälzung der landwirtschaftlichen Betriebssweise ist nicht ohne einschneidenden Einfluß auf das soziale und wirtschaftliche Leben geblieben.

Die deutsche Landwirtschaft ist während der letzten Jahrzehnte in hohem Grade produktiver geworden. In etwa 18 Jahren, nämlich vom Durchschnitt des Jahrfünfts 1878 bis 1882 bis zum Durchschnitt der Jahre 1899 bis 1905, steigen die Roherträge, angegeben in Doppelzentnern pro ha angebauter Fläche beim Weizen von 14,6 auf 19,0, beim Roggen von 11,8 auf 18,4, bei der Gerste von 15,4

auf 18,3, beim Hafer von 13,3 auf 17,0, bei den Kartoffeln von 89,4 auf 131,3, beim Kleeheu von 34,3 auf 44,2, beim Wiesenheu von 33,7 auf 43,1; die Steigerung der Milch- und Fleischproduktionen im letzten Jahrhundert wird auf das Viereinhalbfache geschätzt.

Die Steigerung der Roherträge, mit denen die Steigerung der Reinerträge aber keineswegs Schritt gehalten hat, ist erreicht durch die Intensivierung des Betriebes, durch die Anwendung von künstlichem Dünger und von Maschinen. Dieser intensive Betrieb erforderte aber auch mehr Arbeiter. Die Meinung von den menschensparenden Maschinen ist daher doch nur zum gewissen Teil richtig. Ohne Frage sind für zwei gleichgroße Besitzungen, von denen die eine extensiv, d. h. mit Aufwendung von möglichst geringem Kapital und nur wenigen Maschinen, die andere intensiv mit hohem Kapitalaufwand und Anwendung aller zweckmäßigen Maschinen betrieben wird, für das zweite Gut bedeutend mehr Arbeitskräfte nötig. Diese Maschinen vermögen also nicht die Zahl der Arbeiter so herunterzudrücken, wie es bei dem extensiven Gut möglich ist. Bei extensiver Wirtschaft rechnet man auf 100 Morgen Ackerland nur 4,5—6,5, bei intensiver Wirtschaft 9,5—14 menschliche Arbeitskräfte. Der intensivere, mit Anwendung zahlreicher Maschinen geförderte Betrieb macht also trotz dieser Ma-

schinen die Verwendung von zahlreicheren Arbeitskräften notwendig. Diese Maschinen an sich sind also kein Grund gewesen, Arbeiter zu entlassen. Es vollzog sich aber noch ein anderer Umschwung in der Landwirtschaft. Die Landwirtschaft im Großbetrieb ist Saisongewerbe geworden. In der Hauptarbeitszeit besteht ein Mangel an Arbeitern, für die in der übrigen Zeit gar keine Beschäftigung vorhanden ist. In der arbeitsärmeren Zeit sucht man sich daher auf die allernotwendigsten Arbeitskräfte zu beschränken, die übrigen werden abgestossen. Das Ausdreschen, welches früher die ständige Winterarbeit der Gutstagelöhner bildete und meist gegen einen bestimmten Anteil am Ertrage ausgeführt wurde, geschieht heute durch die Dampfmaschinen. Diese beiden Umwälzungen bedingten ein Freiwerden von Arbeitskräften sehr zum Schaden unserer Landwirtschaft. Ein deutlicher Beweis dafür ist, daß besondere Winterarbeiten seitens mancher Besitzer eingeführt sind, um nur für die ständigen Arbeitskräfte Arbeit zu schaffen. Auf eine andere sich aus dieser Aenderung der ländlichen Zustände ergebende Gefahr weist Pfarrer Keil in seinem „Handbüchlein für ländliche Jugendpflege“ *) hin, wenn er ausführt: „Die letzten Jahrzehnte haben das Bild und den Zustand der Dörfer und des Landes überhaupt gewaltig verändert, der ganze mo-

*) Vergl. Keil, Handbüchlein für ländliche Jugendpflege. Berlin 1909.

derne Verkehr hat sie berührt und ergriffen, hat alles weggerissen, neue Ansprüche gebracht, die einen fortgelockt, die andern in dem Strudel der neuzeitlichen Entwicklung verwirrt gemacht, die Jugend der Zucht beraubt und vor allerlei Gefahren gestellt. Vor allem die Dampfdreschmaschine, die jetzt im entlegensten Dörfchen den Handdrusch entbehrlich macht, schafft den jungen Burschen viel freie Zeit im Winter. Diese Freizeit muß ein Segen für die Landjugend werden, indem sie nicht verschlafen, sondern zur Jugendpflege ausgenutzt wird. Wenn früher der Abend kam, waren die Burschen müde, heute aber kommen sie in Versuchung, ihre Langleweile auf unnütze Art zu bekämpfen. Die Mädchen haben auch wohl ohne Milchwirtschaft tagsüber noch genug Arbeit, aber am Abend beginnt nicht das Spinnrad unter ihrem Tritt zu laufen, sondern man ist müfig. Und der Müfiggang wird des Lasters Anfang. Die Heimarbeit, auch an den Abenden, der Hausfleiß, die Hauskunst sterben aus. Die jetzt vorhandene kostbare Zeit darf aber nicht verschleudert werden, sondern sie ist die gebene Vorbedingung zur ländlichen Jugendpflege. Soweit eben die Jugend noch auf dem Lande bleibt und nicht zur Stadt und Industrie abwandert."

Nun hätte ohne die reiche Arbeitsgelegenheit, die durch die Industrie geschaffen ist, jedenfalls die Massenabwande-

zung niemals den geschilderten ungeheuren Umfang eingenommen. Zugegeben, daß sich andererseits die Industrie nie ohne dieses verfügbare Menschenmaterial in dieser Weise hätte entwickeln können, daß es ihr nur durch den Zuzug vom Lande her möglich war, die industrielle Reservearmee zu bilden, deren sie bedarf, so ist sie aber auch viel entwicklungs-fähiger, als es sich die Fabrikanten vor fünfzig Jahren hätten träumen lassen. Und die Industrie lockt. frei sein, sein eigener Herr, ungebunden, sobald die Glocke Feierabend ge-bietet, Tanz und Vergnügen überall und Geld genug, sich einen Anteil an den Freuden zu sichern! Und jeder, der schon fortzog, ist ein Werber; er berichtet von den Genüssen, die sich ihm bieten und schreibt nichts von der monotonen, endlos scheinenden Fabrikarbeit, nichts von der dumpfen Luft, die sich dem Landkind schwer auf die Brust legt, nichts von der straffen Disziplin, die hier doch noch mehr herrschen muß wie auf dem Lande. Wer aber von den lockenden Bildern am meisten beeinflußt wird, das ist die Jugend. Sie unterliegt auf dem Lande, wo einer den andern kennt und jeder Gegenstand der Beob-achtung ist, noch schärferer Zucht. Daher klingt dem jugendlichen Ohr das Wort „Freiheit“ berausend. So ziehen sie, kaum der Schule entronnen, noch unfertig und unentwickelt an Leib und Seele, den Fabriken und Bergwerken zu. Und dort wird scharfe Auslese gehalten.

Wer nicht kräftig genug, bleibe daheim, wer sich nicht bewährt, wird schnell ausgemerzt. So kommt es, daß das Land gerade die besten Kräfte hergibt und die Alten, die Schwachen für die gesunde, aber auch mühevolle Landarbeit zurückbehält. Es sind gewiß nicht bloß nur scheinbare Vorteile, die der gewerbliche Arbeiter vor dem landwirtschaftlichen voraus hat, sondern auch tatsächliche, unverkennbare Vorteile. Einmal auf dem Gebiete des staatlichen Versicherungswesens. Die landwirtschaftlichen Arbeiter wurden bei Einrichtung der Krankenversicherung übergangen. Es wurde nur freigestellt, den Versicherungzwang durch Statut auch auf sie auszudehnen, und davon ist in Mittel- und Westdeutschland in mehr oder minder ausgedehnter Weise Gebrauch gemacht, im ganzen Osten sind es nur wenig Kreise, die die statutarische Krankenversicherung auch für die Landarbeiter eingeführt haben. Und doch liegen die Verhältnisse auf dem Lande besonders schwierig bei den meist großen Entfernungen bis zur nächsten Apotheke oder zum Arzt, Entfernungen, die unter Umständen 25 Kilometer betragen. Bei den Gutstagelöhnnern liegt dem Gutsherrn die Sorge für den Erkrankten ob, bei den Arbeitern im Dorfe muß unter Umständen die Gemeinde eintreten. Bei leistungsschwachen Gemeinden wird die Unterstützung ungenügend bleiben müssen, in vielen Fällen wird sich aber auch die Gemeinde

in Verkennung ihrer sozialen Pflichten bis aufs äußerste sträuben. Es kommt dazu, daß es sehr oft mehr als zweifelhaft sein kann, ob ein Eintreten der Armenpflege in Krankheitsfällen überhaupt rechtlich geboten ist, da ländliche Arbeiter fast immer veräußliche Werte haben: ein Schwein, ein Kalb oder Vorrat an Getreide, Kartoffeln, deren Besitz den rechtlichen Anspruch auf Armenfürsorge in Krankheitsfällen ausschließt. Der ländliche Arbeiter ist eben kein Proletarier, zu dem er in der Großstadt leicht wird.

Bei dem geringen Barlohn, den die landwirtschaftlichen Arbeiter erhalten, sind die Unterstützungen, die doch nach dem Lohne berechnet werden, geringer, das trifft aber nicht nur auf die Krankenversicherung zu, sondern in erhöhtem Maße auf die Unfall- und Invalidenversicherung. Die Renten der gewerblichen Arbeiter sind oft um mehr als die Hälfte höher wie die der Landarbeiter.

Die private Fürsorge tritt ebenfalls bei den gewerblichen Arbeitern stärker hervor. Auch hier ist es das Zusammendrängen der Arbeiter auf engem Raum, die vorhandene Konkurrenz bei den Arbeitgebern, die sie veranlaßt, durch besondere Vergünstigungen sich einen Stamm guter, zuverlässiger Arbeiter zu sichern. Getroffene Wohlfahrtseinrichtungen für eine große Menge von Arbeitern, wie sie die einzelne Fabrik, das einzelne Werk beschäftigt, ziehen außerdem in viel größerem

Maße die Aufmerksamkeit auf sich, als Wohlfahrtseinrichtungen, die der einzelne Gutsbesitzer für seine wenigen Leute einrichtet.

III.

Nun kann man im allgemeinen sagen, daß alle, die einmal zur Industrie oder in die Stadt zogen, für das Land verloren sind. Es sind freilich ja immer wieder Versuche gemacht, die Arbeiter wieder aufs Land zurückzuführen, und in Zeiten wirtschaftlichen Niederganges sind ja auch eine größere Anzahl unter dem Druck der Verhältnisse wieder zurückgegangen, aber für das Land sind sie kein Gewinn, einmal, weil sie doch bei der ersten Gelegenheit wieder den Weg zur Stadt suchen, dann, weil sie der landwirtschaftlichen Arbeit zum Teil nicht mehr gewachsen sind und schließlich, weil gerade diese Leute es sind, die Unzufriedenheit und umstürzlerische Gedanken in die Landbevölkerung hineinzutragen versuchen. Also alle Bestrebungen der Rückführung versprechen keinen Erfolg, es muß sich vielmehr darum handeln, die Leute auf dem Lande festzuhalten, so daß sie gar nicht zur Stadt kommen.

Von schlimmer Wirkung ist in dieser Beziehung auch die Dienstpflicht geworden; man hat festgestellt, daß in einigen Regimentern, ich glaube in Breslau, 70 Prozent der vom Lande stammenden Soldaten nach Erledigung ihrer Militärzeit in der Stadt hängen

blieben, und ganz besonders wirken nach dieser Richtung hin die Garnisonen in den großen Städten. Neuerdings sind ja Bestrebungen im Gange, um während der Militärzeit im Sinne der Heimatpflege auf die Soldaten einzuwirken, und Sie werden von diesem landwirtschaftlichen Unterricht im Heere ja selbst schon mehr oder weniger erfahren haben. Nach unserer Ansicht freilich müßte der Unterricht anders gehandhabt werden, als es jetzt der Fall ist. Die bisher angestellten Versuche laufen immer auf die Erteilung eines hauptsächlich fachtechnischen Unterrichts hinaus. Unseres Erachtens sollen in dem Unterricht in möglichst einfacher Weise volkswirtschaftliche Fragen behandelt werden, die Soldaten sollen immer wieder auf die Unterschiede von Stadt und Land aufmerksam gemacht, es soll in besonderem Grade aber ein Unterricht im Sinne der Heimatpflege erteilt werden. Wir haben jetzt mit der Erteilung eines derartigen Unterrichts selbst einen ersten Versuch gemacht, und zwar bei dem Gardeschützenbataillon in Gr. Lichtenfelde. Mir ist die Ausführung übertragen, und ich kann nur sagen, daß sich die etwa 80 Mann, die teilnehmen, mit regem Eifer beteiligen. Hoffentlich gelingt es mit der Zeit immer mehr, die Soldaten nach ihrer Dienstzeit dem Lande wieder zuzuführen.

Noch schlimmer ist es, daß die noch unreife Jugend das Elternhaus verläßt, um zur Stadt zu gehen. In dieser Beziehung

würde ich eine Beschränkung der Freizügigkeit für sehr richtig und erwünscht halten. Diese jungen Burschen und Mädchen sind unzähligen Gefahren und in sehr vielen Fällen dem sicheren Verderben ausgesetzt, so daß ein Gesetz, das die Abwanderung dieser jungen Menschen vor dem 16. Jahre verbote, sehr erwünscht, ja durchaus notwendig ist.

Haben wir in unserer bisherigen Betrachtung die Notstände berührt, welche die Arbeiterklasse betreffen, so müssen wir, um das Bild zu vervollständigen, doch auch noch einiger anderer Notstände gedenken, das sind einmal die wirtschaftlichen Misstände, die so viele Bauern von Haus und Hof getrieben haben und infolge deren in so manchen Dörfern ein stumpfes dumpfes Leben herrscht, in dem die Bewohner niemals zum freien Aufatmen kommen. Noch blüht der Wucher, noch verrichten die Güterschlächter ihr erbarmungsloses Werk, noch fordern die Prozesse immer wieder ihre Opfer. Ganz kürzlich erst gelangte aus dem südlichen Hannover ein Notschrei an unseren Geschäftsführer, Professor Sohnrey. Von den neun großen Bauernhöfen, die im Dorfe bestanden hatten, existierten nur noch zwei und von diesen war jetzt auch der eine so weit, daß er in nächster Zeit verkauft werden wird. Wir haben das freilich nicht verhindern können, aber das Schlimme ist, daß es die Leute selbst nicht zu hindern vermocht haben, und doch hätten sie

es gekonnt durch das Heilmittel der ländlichen Genossenschaft. Ich brauche Ihnen das ländliche Genossenschaftswesen nicht zu preisen. Sie werden selbst alle von dem Segen des Genossenschaftswesens überzeugt sein. Alle wirtschaftlichen Notstände können, wenn es richtig angefangen wird, durch die Genossenschaft wirkungsvoll bekämpft werden. Noch freilich fehlt in vielen Dörfern eine Genossenschaft, noch ist das Landvolk noch nicht überall reif für den genossenschaftlichen Gedanken, aber die Aufgabe aller leitenden Kreise auf dem Lande muß es sein, dem Genossenschaftswesen zu immer größerer Ausdehnung zu verhelfen.

Einen weiteren Grund zur Landflucht bietet die Verflachung unseres dörflichen Lebens, gegen die wir ankämpfen müssen. Bei der Landflucht der jugendlichen Arbeiter spricht auch das Verlangen nach Lust und Vergnügen ein gewichtiges Wort. In der Stadt winken ihnen Tanz und Lustbarkeiten, auf dem Lande ist es in dieser Beziehung oft noch schlecht genug bestellt, ja lange Zeit hat es gänzlich daran gefehlt und was dann geboten wurde, war zum größten Teil minderwertig und verderblich. Auch an diesem Mangel sind Arbeitgeber, Geistliche und Behörden auf dem Lande nicht von Schuld freizusprechen. Jahrzehntelang war es ihnen gleichgültig, was der Arbeiter außer der Arbeitszeit anfing, ja man hatte den Landleuten vieles genommen, woran sie mit ihren Erinnerungen

fest verknüpft waren. Man denke nur an den Feldzug, der gegen die Spinnstuben geführt worden ist. Wo sind die Erntefeste geblieben, an denen sich früher Herrschaft, Gesinde und Arbeiter zwanglos gemeinschaftlich zusammenfanden? An ihre Stelle ist auf so vielen Gütern eine Geldabfindung getreten. Wo sind die gemeinsamen Volks- und Jugendspiele, die früher so allgemein gebräuchlich waren und an denen das ganze Dorf teilnahm? Was ist an ihre Stelle getreten? Der öde Wirtshausbesuch.

IV.

In einem Anfang d. Js. erschienenen trefflichen Büchlein des früheren Reichstagsabgeordneten Dr. Böckel *), das sich betitelt: „Dorfbilder aus Hessen und der Mark“, heißt es im Eingange: „Gewaltig ist die Zahl der Unglücklichen, die der dahinsausende Eilzug der Kultur zermalmt. Nicht Menschen allein, Sitten, Glauben, Landschaften, Stämme und Völker zertrümmert er in sinnlosem Rasen. Was liegt ihm daran? Warum standen sie ihm im Wege, ihm, dem gefeierten Heros der neuzeitlichen Menschheit? Fort mit ihnen! und ohne Anhalten geht es hinweg über die zahllosen Opfer der Kultur. Was liegt daran, ob das zermalmte Wesen früheren Geschlechtern heilig war? Die Maschine ohne Seele fragt nicht darnach. Ihre Aufgabe ist zu zerstören

Dr. Böckel, Dorfbilder aus Hessen und der Mark. Gießen. 1909.

und Platz zu machen. Und sie vollführt ihre Aufgabe gründlich. Wo früher Wald stand, da wachsen Häuserreihen aus der Erde, wo Hütten standen, entstehen rauchende Fabrik-schlote — alles das ändert sich, das Bild der Heimat wird ein anderes, wie der Charakter der Menschen ein anderer wird. Langsam, aber stetig verändert sich das Bild der deutschen Landschaft. Was den Eltern heilig war, das muß dem Kulturwahn der Kinder weichen. Ernste Bilder bietet die untergehende Dorfwelt, die an der Zone großstädtischer Einwirkung liegt. An dieser sich fortgesetzt erweiternden Zone arbeitet die Dampfwalze der Kultur und stampft unaufhaltsam alle Eigenheit in den Boden. Aber auch eine Reihe von idealen Gütern unseres Volkes werden in diesem Zerstörungsprozeß unwiederbringlich vernichtet.“

Aus diesen Worten spricht der Dichter, dem wir ein gewisses Uebermaß der Empfindung zugute halten wollen. Aber im Grunde hat er recht und mit ihm sind es eine große Anzahl deutsch gesinnter Männer und Frauen, die diesen Untergang deutschen Dorflebens bedauern.

Was so viele bei der Erklärung des Zuges nach den Städten kurzweg als schnöde Vergnügungssucht bezeichnen und behandeln, ist in Wirklichkeit zumeist nichts anderes als eine ganz natürliche Folge der verödeten Zustände auf dem Lande, welche mit dem Zerfall

des ursprünglichen Volkstums allerorten eintraten und der ländlichen Volksjugend namentlich durch den ihr aufgedrungenen Vergleich zwischen Stadt und Land zum Bewußtsein gebracht wurden. Ja, was wir heute mit viel schwerer Mühe neu zu schaffen suchen, nämlich eine volks- und zeitgemäße Wohlfahrtspflege, das hat das Volk in seinen althergebrachten Sitten und Gebräuchen von jeher schon besessen, und es war, aus sich selbst herauswachsend, dem jeweiligen Volkskulturzustande immer aufs innigste angepaßt. Der Wohlfahrtsgedanke tritt uns hier in einer so sinnvollen und wunderreichen Gestaltung entgegen, daß man das Vorkommen jener gehaltvollen Sitten, ihr Schwinden aus dem Volksbewußtsein als einen unersetzlichen oder doch bis heute unersetzt gebliebenen Schaden beklagen muß.

In der Verflachung und Verödung des ländlichen Lebens haben auch, worauf schon hingewiesen wurde, behördliche Verbote ihren Anteil. Wurde doch die allgemein übliche Tracht des blauen Kittels in Westfalen vor dem Gericht als unzulässig erklärt, wurde doch den Waldeckschen Bauernfrauen verboten, in ihrer kleidsamen Tracht auf der Promenade zu Pyrmont sich sehen zu lassen, verbot doch ein übereifriger Verwaltungsbeamter die Osterfeuer und sind doch neuerdings für Osnabrück und nähere Umgebung die Kartoffelfeuer verboten worden. Vor kurzem

wurde sogar ein Knecht im Braunschweigischen, der für das Österfeuer vom Hofe eines Bauern ein Stück Holz genommen hatte, zu drei Monaten Gefängnis wegen schweren Diebstahls verurteilt.

Diese Verurteilung und Verbote sind die Folge einer Verkennung des ländlichen Volksstums und des ländlichen Lebens überhaupt. Und diese hängt wieder eng mit einem ländlichen Notstand zusammen, der noch viel zu wenig beachtet wird, nämlich mit der Landflucht der Gebildeten.

In sehr vielen Fällen wird von diesen eine Stellung auf dem Lande von vornehmerein nur als Übergangsstelle angesehen, die so bald wie möglich mit einer Stelle in der Stadt zu vertauschen ist. Das ist gewiß bedauerlich, denn Leute, die mit derartiger Absicht auf das Land kommen, werden sich nicht die Mühe geben, für die paar Jahre das Leben auf dem Lande wirklich kennen zu lernen und wenn solche Beamte noch in der Stadt groß geworden sind, so stehen sie in der Zeit ihrer Tätigkeit dem Volke fremd ohne Verständnis gegenüber. Bei den freien Berufen liegt die Sache noch schlimmer. Ich brauche ja nur an die Ärzte zu erinnern. In den großen Städten verdienen viele nicht einmal so viel, um sich eine Familie gründen zu können. Mir ist von jungen Ärzten gesagt worden, daß sie in der Großstadt durchschnittlich mit einer

Wartezeit von 6—8 Jahren rechnen müßten, ehe sie sich selbst durch ihre Praxis ernähren könnten, und dabei fehlen auf dem Lande die Aerzte. Wir haben noch Gegenden, in denen die Leute 30 km entfernt vom nächsten Arzt wohnen und jeder Arztbesuch infolgedessen fast unerschwinglich teuer wird. Leider hat auch der Staat Mitschuld an dieser Landflucht der Gebildeten. Landrat Büchting führte auf unserer vorjährigen Hauptversammlung darüber aus: „Ich möchte einen Satz bekämpfen, der überall ausgesprochen und als richtig angesehen wird: das ist der Satz von dem billigen Landleben. Er trifft nur zu für den standard of life, d. h. für den, der von Brot, Kartoffeln, Milch und vielleicht Schweinefleisch lebt. Wer etwas weitergehende Bedürfnisse hat, wer gar geistige, kulturelle Bedürfnisse hat, dem wird das Leben auf dem Lande entsetzlich viel teurer als das in der Stadt. Und zwar in allen Gegenden dadurch, daß man die Entfernung zurücklegen muß. In der Stadt gibt es so und so viele irgend ein Bildungsgebiet bearbeitende Vereine, in die man gehen kann; man kann in der Stadt jede geistige Anregung bekommen, in Bibliotheken, in Vorlesungen sich orientieren. Will man's auf dem Lande, so muß man sich kostspielige Bücher kaufen. Und wie ist es weiter mit der Kindererziehung? In der Stadt hat man Gelegenheit, seine Kinder in jede Schule zu schicken; sie werden zu Hause sozusagen mit durchgefüt-

tert. Wenn man auf dem Lande ist, wo höhere Schulen nicht vorhanden sind, muß man 900, 1000 oder mehr Mark in bar bezahlen, um ein Kind irgendwo in Pension unterbringen zu können bei fremden Leuten, wo es obendrein noch die Familienerziehung in der eigenen Familie entbehren muß. Die Tatsache wird, glaube ich, nicht überall richtig bewertet, denn sonst könnte man nicht bei jeder Neuregelung der Beamtenbesoldungen immer wieder von dem Grundsatz ausgehen, daß der Beamte in der Stadt mehr Gehalt haben muß, als der auf dem platten Lande. Die Regierungen haben sich auf den Standpunkt gestellt: die Wohnung in der Stadt ist teurer, als auf dem platten Lande. Das ist im allgemeinen richtig. Für den Beamten ist es aber gleichgültig, unter welcher Firma er das Geld bekommt; die gesamten Bezüge zusammen bilden sein Diensteinkommen. Ist das Diensteinkommen auf dem platten Lande geringer, als in der Stadt, so entspricht es nicht den Verhältnissen: Insgesamt sind die Ausgaben jedes Menschen, und zwar je höher sein Beruf, sein Stand, je größer seine Interessen sind, um so größer auf dem flachen Lande im Gegensatz zur Stadt."

So ist diese Landflucht wohl entschuldbar, aber trotzdem sehr bedauerlich, vor allen Dingen durch die Wechselwirkung, die zwischen der Landflucht der Gebildeten und der Abwanderung der eingessenen Bevölkerung besteht. Freilich ist es nicht ganz unrichtig, zu

sagen, eben diese Abwanderung ist es, was gerade auch für Gebildete das Landleben erschwert. Dienstboten und sonstige unentbehrliche Hilfskräfte sind kaum mehr zu bekommen, in vielen Dörfern gibt es weniger und auch weniger tüchtige Handwerker und mit Bedauern sieht man gerade die tüchtigsten und die fleißigsten Leute wegziehen, also diejenigen, mit denen der gebildete Mann auf dem Lande noch am ehesten verkehren möchte und könnte. Auch all dies zugegeben, steht doch auch das umgekehrte fest, daß nämlich die Scheu der Gebildeten vor dem Land wiederum die Abwanderung der alten Bevölkerung begünstigt. Wenn ein Dorf es erlebt, wie ein Pfarrer nach dem andern und ein Lehrer nach dem andern, vielleicht ein Arzt nach dem andern nach wenigen Jahren wieder geht, alle womöglich der Stadt zu; wenn dieses rasche Verschwinden vielleicht auch noch ganz offen und naiv damit begründet wird, daß eben doch das Stadtleben so und so viele Vorzüge vor dem Dorfe voraus habe, ist es dann ein Wunder, wenn auch die Landleute selbst, von dieser Meinung angesteckt, die Lösung ausgeben: Auf nach der vielgepriesenen Stadt?

Fassen wir all dies zusammen, so werden wir nichts anderes können, als darinnen die erste und grundlegende Aufgabe zu sehen, die die gebildeten Stände dem Lande gegenüber haben, daß sie die in ihren eigenen Reihen umgehende Landflucht nach Kräften

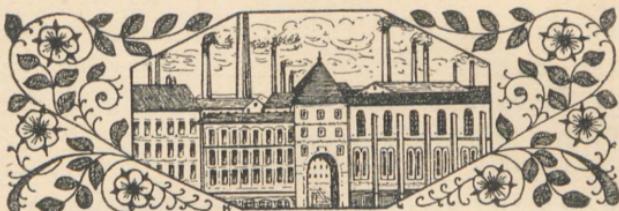
bekämpfen. Dies geschieht, indem man die Vorurteile zu entkräften sucht, die unter den Gebildeten gegen das Landleben vorhanden sind und sich von da aus bis unter die Landleute selbst verbreitet haben, die Gebildeten müssen wieder anfangen, das Land und das Landleben kennen und vergleichen zu lernen.

Ich bin am Schlusse meiner Ausführungen und hoffe, daß es mir gelungen ist, Ihnen die wesentlichsten Momente darzulegen und zu einer späteren Diskussion Anregung zu geben. Es ist das Verdienst Professor Sohureys, auf diese Notstände zuerst eindringlich hingewiesen und ihre Bekämpfung planmäßig durch den 1896 mit Unterstützung des Landwirtschaftsministeriums ins Leben gerufenen Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege aufgenommen zu haben. Ueber die Ziele des Vereins, soweit sie nicht bekannt sind, gibt sein Arbeitsplan jedem gute Aufklärung. Als Motto unserer ganzen Arbeit können die unserem Wegweiser vorstehenden Worte Roseggers gelten: „Warum sollte es nicht möglich sein, die besten Dinge unserer Zeit mit dem ländlichen Leben zu vereinen?“ Gelingt uns das, und dazu rufen wir die Mitarbeit aller führenden und einflußreichen Kreise auf dem Lande wach, so werden wir die Notstände auf dem Lande verhüten, mildern oder gar beseitigen können. Das walte Gott!

Die Hindernisse der Großstadtmision

von

Max Braun,
Inspektor der Berliner Stadtmision,
Pastor der Jesuskirche.



Je höher das Ziel, desto steiler der Weg. Je herrlicher der Sieg, desto schwerer der Kampf. Wir können von dem gewaltigen Werke der Großstadtmision nicht reden, ohne an ihre großen Hindernisse zu denken und immer ihrer bewußt zu bleiben. Großstadtmision als Arbeit zur religiös-sittlichen und sozialen Wiedergeburt unseres Volkes: so hat Wicher sie gemeint, so hat Stoetker sie getrieben. Daß Wicher das Ziel nicht erreicht hat, ist eine bekannte Tatsache. Als Stoetker einmal davon sprach, schilderte er Wicher in einem beweglichen Bilde als den Führer und Feldherrn in dem großen heiligen Kriege gegen alle schlechten und schädlichen Gewalten. Mit strategischem Geschick erzog er alle die Scharen von Brüdern und Kindern. Eine Armee von Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, in unzähligen Vereinen organisiert, rief er unter die Fahne

Christi, und alle die charitativen Anstalten und Stätten der Hilfe waren ihm Forts zu Schutz und Trutz der festen Burg, die Kirche heißt. So war ein mächtiges Heer gesammelt und einexerziert, so waren Festungswerke gebaut und armiert — nur eins fehlte: die Order der Mobilmachung gegen den alten, bösen Feind, und der Kampf um die christliche Lebensanschauung wurde nicht eröffnet. Hier einzusehen, die Fahne zu ergreifen und der Großstadtarbeit die Aggressiv e zu geben: darin sah Stoecker seine Mission. Mit welchem von Gott geschenkten Erfolge er sie getrieben, beweist die Tatsache, daß die Großstadtmision unter seiner Leitung aus einem kleinen Senfkorn längst ein großer Baum geworden ist, an dessen segenbringendem Gedeihen das ganze Vaterland gebend und nehmend beteiligt ist.

Wenn wir in jenem strategischen Bilde bleiben und die Bevölkerung der Großstadt als die zu erobernde Festung ansehen, so erscheinen mir für den von außen heranrückenden Eroberer als die ihm entgegenstehenden Hindernisse im wesentlichen

ein mächtiger Wall,
ein tiefer Graben,
eine hohe Mauer.

A) 1. Der mächtige Wall ist sozialer Natur.

In den sozialen Verhältnissen der Großstadt liegt ein starkes Hindernis für unsere

Arbeit. Zu jeder Arbeit, zu aller sittlich-religiösen in ganz besonderem Maße, gehört Stille und Sammlung. Die Entwicklung der Gottseligkeit und Ehrbarkeit hat bis zu einem gewissen Grade ein stilles und geruhiges Leben zur Voraussetzung. Wie schwer das in der Großstadt zu erreichen ist, in dieser Riesenansammlung vieler Menschen auf einem Fleck, in einem Meer von Häusern, die unter einem Dache oft die ganze Bevölkerung eines Dorfes, unter mehreren Dächern einer Flucht die Seelenzahl ganzer kleiner Städte beherbergt, liegt am Tage.

Man sagt: „London schläft nicht.“ Auch Berlin schläft nicht. Wir haben hier in der Nacht ein Leben, das das Tagestreiben vieler anderen Orte übertrifft. Wir haben viele große Straßen, die nachts so belebt bleiben wie am Tage. Vielen Hunderten von Menschen, die erst in der Frühe des Morgens ihren „Tag“ beschließen, begegnen ebenso viele, die bereits wieder ihre Arbeit antreten: die Straßenfeger, die Zettelankleber, die Boten der Molkereien und Bäckereien, die Zeitungsaussträger u. a. Wer hätte nicht schon über das Getriebe und Geschriebe geklagt, das ihm hier den Schlaf gestört? Wer kennt nicht den Seufzer der Provinzialen: „Ich war heilsroh, als ich den Lärm Babel-Berlins hinter mir hatte.“ Wir müssen mitten darin stehen und arbeiten, uns begleitet er überall hin, auch in die abgelegensten Quartiere, unters Dach

und in die Keller unserer Schützlinge. Von dem Segen der Wahrheit: „Mein Haus ist meine Burg“ wissen in der Großstadt Hunderttausende nichts. Sie in dem Hezen und Hästen der Tagesarbeit zu finden, still zu finden, allein zu finden, ja überhaupt zu finden, bringt ein gar schmerzliches Hindernis für unseren Dienst mit.

Das liegt an einer dreifachen, mit der Wohnung zusammenhängenden Not: der Wohnungsteuerung, dem Wohnungswchsel, der Wohnungssorge.

a) Wohnungsteuerung! Orts- und baupolizeiliche Vorschriften haben, wenigstens in unserer Reichshauptstadt, für gute Wohnungen gesorgt. Aber gute Wohnungen sind teuer. Und nicht nur der kleine Beamte und Handwerker, auch der Arbeiter muß Luft und Licht, Stuck und Tapete so bezahlen, daß er dazu bis zum einem Viertel, oft bis zu einem Drittel seines Verdienstes gebraucht. Will er sich ehrlich durchschlagen, schlicht und recht leben, so kommt er aus dem beständigen Druck daß ihm der Mietzins fehlt, nicht heraus. Er ist in der Regel damit im Rückstand und muß um Stundung bitten. Oft kann er beim besten Willen nicht zahlen. Der Wirt wird ungeduldig und kündigt.

b) Die Folge ist ein beständiger Wohnungswchsel. In Berlin zieht wohl ein Viertel der Bevölkerung jährlich mindestens einmal, ein großer Teil auch zwe-

und dreimal um. Daß bei diesem Nomaden-
tum eine harmonische Häuslichkeit, eine traute
Heimlichkeit, eine geheiligte Familientradition
nicht aufkommen können, versteht sich leicht.
Da er stirbt die Pietät, und an Stelle des
stillen Friedens tritt jene fiebrhafte Unruhe,
die so viele Großstädter zu „feuchten Ma-
schen“ macht.

Und mit dem Wohnungswechsel geht der
Gemeindewechsel Hand in Hand. Wie soll da
der Rapport zwischen Pfarrern und Gemeinde-
gliedern, Missionaren und ihren Schützlingen
festgehalten werden? Heute geknüpft, wird das
Band beim Quartalswechsel schon wieder ge-
löst. Kennt der Geistliche in der Kleinstadt
und auf dem Dorfe nach fünf Jahren fast
jedes Kind, in der Großstadt ist er ein Säe-
mann, der im Flug- und Triebstand steht und
— alle fünf Jahre eine neue Gemeinde hat.

c) Eine andere Folge der Wohnungsteue-
rung ist die Wohnungsengie. Viele Tu-
sende von Mietern suchen Erleichterung und ver-
mieten ihre an sich schon beschränkten Räume
noch weiter an Altermieter, an Schlafburschen
oder Schlafmädchen. Daß in Berlin Leute
mit einer Stube und Küche trotz aller polizei-
lichen Wachsamkeit noch ein paar andere Men-
schen in Nachtherberge bei sich haben, ist keine
seltene Erscheinung. Darin aber liegt der
Quell vielen Elends, eine Ursache zur Un-
solidität und Aushäusigkeit. Wenn ein müde-
gearbeiteter, der Stille bedürftiger Familien-

vater in seiner kleinen Stube noch mit wildfremden Menschen zusammen sein soll, dann kann es ihm zu Hause nicht gefallen. Er geht ins Wirtshaus. Und wenn groß und klein ungeniert beieinander wohnen, so eng, daß sich dabei nichts leichter vergißt als das sechste Gebot und alle göttliche Ordnung, dann liegen für die religiös-sittliche Beeinflussung der Familie Hindernisse vor, die oft gar nicht zu überwinden sind. Man muß die Umwelt vieler Proletarier kennen gelernt, die Unordnung und den Schmutz, darin sie leben, geschaut haben, um es zu verstehen, daß sie in ihrer Lage für heilige und göttliche Dinge wenig Sinn haben können.

Zahllose, namentlich unter den jugendlichen Nomaden, die in besonderem Sinne Objekte der Stadtmision sind, vermag unsere Arbeit nicht zu erreichen, weil ein weiterer dreifacher Wall sozialer Hinderung sie uns fernhält:

d) Die Isoliertheit zuerst. Unerschrocken, goldene Berge erhoffend sind sie in die Großstadt eingezogen. Viele von ihnen können nur eine Zeit lang sich halten, dann sinken sie. Viele könnten gerettet werden, aber was sie halten könnte, des Vaters und der Mutter mahnende Liebe, des Seelsorgers helfender Rat, das wird ihnen in dem „Babel, dahin sie weggeführt sind“, nicht. Mitten in dem flutenden Menschenmeer sind sie einsam und verlassen. Sie wissen nicht, wohin in ihrer Nat-

losigkeit und Not, niemand hat ihnen die Wege gewiesen, niemand von Kirche und Mission ihnen gesagt. Sie suchen uns nicht, wir finden sie nicht. Mit Hunderttausenden atmen sie innerhalb derselben Stadtmauer und müssen doch mit jenem Kranken am Teiche Bethesda klagen: „Ich habe keinen Menschen!“ Wird da einmal nachts um elf Uhr am Hälleschen Tor unserer Hauptstadt ein Dienstmädchen aus dem Kanal gezogen. Es ist vom Selbstmord gerettet und wird gefragt, warum es den unseligen Schritt ins Wasser getan. Da erzählt es, daß es aus der trauten Hüt der Heimat nach der Großstadt gedrängt und hier bei einer lieblosen Herrschaft eine Stellung gefunden, die es täglich unglücklicher gemacht habe. Furcht und Scham haben es abgehalten, sich nach Hause zu wenden. In Berlin aber habe es keinen Menschen gekannt, der es beraten und ihm geholfen hätte. An seiner Vereinigung sei es verzweifelt.

e) Zu der Verlassenheit kommt die Verborgenheit. Die Verhältnisse der Großstadt machen es nur zu leicht, sich vor den Augen der Angehörigen, der Geistlichen, der Bekannten zu verbergen, sich überhaupt jeder Kontrolle zu entziehen. Ich habe Jahr und Tag hindurch einer betrübten Witwe die erwachsene Tochter suchen helfen, die um eines sträflichen Verhältnisses willen ihren Beruf aufgegeben, die Mutter verlassen und dem Verführer gefolgt war. Alle Nachforschungen

waren vergeblich. Nach zwei Jahren suchte die schwergefallene, krank und elend gewordene Tochter um ihres Kindes willen die Mutter wieder auf. Sie war nur in einer anderen Stadtgegend untergekommen und unschwer verborgen geblieben. So deckt in der Großstadt viele, die mit ihrer Sünde verborgen bleiben wollen, das Dunkel, das in der Menge den Einzelnen verschwinden macht.

f) Was aber entzieht aus derselben Sphäre viele tausend andere, die die Öffentlichkeit nicht scheuen, unserer Seelsorge? Was ist der Wall, der die Riesenscharen männlicher und weiblicher Arbeiter aus jeglicher Branche hindert, sich einem neuen Leben zu öffnen? Es ist die von der Kirche und Christenheit bei dem Unbruch des Fabrikzeitalters in ihrem Sinne versäumte starke und geschlossene Organisation der Massen. Jede Art von Sünde findet infolge des großen Zusammenflusses von Menschen und der Auflösung aller organischen Verhältnisse ihre Genossenschaft und die ihr zusagende Nahrung. So stehen wir zahllosen Vereinigungen gegenüber, die dem Einzelnen den Rücken stärken und ihn fast unangreifbar machen. Der Mensch ist nun einmal ein politisches Lebewesen, das sich als Glied eines Ganzen fühlen will, und so sucht er aus seiner Vereinzelung heraus den Anschluß an Vereinigungen, die seiner Neigung entgegenkommen oder seine Förderung versprechen oder seine Notlage geschickt ausnützen.

Ehe er sich's versieht und ohne daß er es oft will, gerät der in einen Verband Aufgenommene unter die Macht eines *Terror* ist, dem er in bezug auf sein religiössittliches Verhalten in der Regel rettungslos unterliegt. Mit besonderer Wucht legt sich der sozialdemokratische Bann auf seine äußerlich vortrefflich organisierten und geschulten Männer, indem er den Einzelnen zwingt, mit den Wölfen zu heulen oder aber seine Existenz und Stellung zu gefährden.

2. Neben dem Wall der skizzierten sozialen Hinderungen zieht sich zum anderen ein tiefer, schmütziger Graben sittlicher Not hin.

Wichern erblickte in den Großstädten „die Hauptschule aller Laster und Sünden des Volkstes“, wo „alle Gegensätze des Guten und Bösen, des Ernstes und der Frivolität, des starrenden Überflusses und des darbenden Mangels, der täuschenden Pracht und des offenen dargelegten Elends, der sich brüstenden Intelligenz und der tierischen Verdumpfung durch- und gegeneinander geraten“. Wir können diese Charakteristik leider nicht Schwarzmalerei nennen, denn wir erleben es täglich, wie tausendfältig die Versuchungen der Großstadt sind und die Bemühungen der Seelsorge direkt paralysieren. Wieviel Fangarme der Sünde strecken sich ihren Opfern entgegen aus den Plakaten der Anschlagssäulen, aus Inseraten vieler Tageszeitungen, aus den Wizblättern und dem Kolportageblatt der Zehn-

pfennigheste, die an jeder Straßenecke in aufdringlichster Weise feilgeboten und von unserer Jugend verschlungen werden —, aus den Schausfenstern mit ihrem Sinnenfizel, aus den schlechten Theatern und Variétés, aus den Schankstätten aller Art, auf mancher Straße Haus bei Haus, ja unmittelbar aus dem Straßenleben mit seiner Frivolität!

Unwiderrprochen ist der Satz geblieben, den einst die „National-Zeitung“ schrieb: „Wenn ein Fremder nach Berlin kommt, um die preußische Zucht kennen zu lernen, so macht er zunächst die Bekanntschaft mit der Berliner Unzucht.“ Es sind wahre Abgründe des Bösen und der Verworrenheit, in die man angesichts der verheerenden Wirkungen der Trunksucht und der Sittenlosigkeit hineinschaut. Erschreckend die Zahl der Prostituierten — viel erschreckender die nicht festzustellende Zahl der Prostituiierenden, am erschreckendsten die Schändung des Heiligtums der Familie und Ehe! Es liegt am Tage, wie solche sittliche Not den Bankrott deutschen christlichen Familienlebens vorbereitet und der Verwahrlosung und Verwilderation der Jugend Vorschub leistet. Ungezählten Familien ist von uns nicht beizukommen, weil sie die laxesten Auffassungen von Sitte und Sittlichkeit haben, und zahlosen Kindern, die von klein auf von Eindrücken der Zuchtlosigkeit umgeben sind, werden die eigenen Eltern und Geschwister zu Barrieren, die sie von

sittlicher Erneuerung abhalten. Immer wieder werden uns Fälle bekannt, wo Väter und Mütter durch Wort und Beispiel ihre Kinder direkt auf den Weg des Dirnen- und Verbrechertums weisen.

3. Und warum muß der Einzelne, die Familie, die Masse in solchen Abgründen versinken? Weil der Duell allen sittlichen Lebens verleugnet ist.

Die Irreligiosität ist die hohe Mauer, die zum Dritten unsere Arbeit hindert. Dieses religiöse Hindernis liegt schon in der Atmosphäre, die im großen und ganzen dem Christentum abgewendet ist. In ihrer Tendenz, der materialistischen Weltanschauung breitesten Bahn zu machen, untergräbt die zumeist in Händen von Nichtchristen befindliche Presse bald größer, bald feiner das Christentum. Und wenr sie es jetzt auch nicht mehr so offen tut, wie seinerzeit die „National-Zeitung“, die den Zivilstand pries, weil man jetzt „außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben“ könne oder wie der „Vorwärts“, der Anno 76 unter die Notiz: „22 000 ungetaufte Kinder in Berlin“ sein Pläzet schrieb mit der Bemerkung: „Eine erfreuliche Tatsache“, so tun doch die meisten Tagesblätter alles, um die Kirche als Macht im öffentlichen Geistesleben zu ignorieren und womöglich auszuschalten. Die Masse reagiert mit allgemeiner Unkirchlichkeit, und ihr Schild ist das Wort von der Gasse: „In Berlin ist's nicht Mode,

in die Kirche zu gehen!" Daß aber bei dauernder Unkirchlichkeit der religiöse Gedanke ganz verkümmert, daß die Folge eine immer tiefer gehende Gleichgültigkeit auch gegen alle christlichen Institutionen, ja in weiten Kreisen ein wilder Haß gegen alles Göttliche und Ewige ist, ist nur naturgemäß. Und was für eine Mauer das täglich aus der Zeitung gesogene tödliche Urteil aufrichtet, daß der kirchlich gläubige Standpunkt das Zeichen entweder von Beschränktheit und Rücksichtigkeit oder von Heuchelei sei, davon können wir Stadtmissionare täglich manch schmerzlich Lied singen. Man muß mit dem fortschrittlich-demokratischen, freireligiösen Großstädter, der auf sein Zeitungs-Feuilleton, auf die unverdauten „Welträtsel“ Häckels schwört und sich mit unverstandenen Nietzsche'schen Sentenzen drapiert, nur einmal disputiert haben! Seine Potenz wird nur noch übertrumpft von der des Provinzialen, der, von der Großstadtluft benommen, sich heiß bemüht, seinen kleinstädtischen und bäuerischen Habitus unter schnell angenommener Blasiertheit zu verbergen!

B) Diese drei Hindernisse auf sozialem, sittlichem, religiösem Gebiete liegen im wesentlichen in der Umwelt unserer Objekte, denen dadurch der Zugang der Seelsorge unmöglich gemacht oder doch ungemein erschwert wird. Sie liegen aber auch in den Objekten selbst. Was Fürst Bismarck geurteilt: „Die meisten Leute kommen mit dem geheimen Trieb

nach der Großstadt, keine Kontrolle mehr zu haben," das ist eine alltägliche Erfahrung in der Stadtmissionsseelsorge. Ein Pfarrer aus der Provinz empfahl der Stadtmission ein ihm liebes Gemeindeglied, das nach Berlin verzogen war. Als ein Bruder den Mann aufsuchte und seelsorgerlich mit ihm sprach, bekam er zur Antwort: „Ah, ich dachte, hier würde ich das alles endlich los sein!“

In guten Tagen, wenn sie gesund sind, Arbeit haben, Glück und Erfolg, wollen Tausende von den ernsten Dingen des inneren Lebens, des Glaubens und der Ewigkeit nichts wissen. Aber nicht alle sind so ehrlich, es einzugestehen, wie jener Droschkenfuchs, dem die sonntägliche Stoeckersche Predigt von einer Dame mehrere Male zu seinem Droschkenstand gebracht war. Als es am vierten Sonntag geschah, verweigerte er es mit der Bemerkung: „Nein, ich mag die Predigt nicht mehr; denn wenn ich sie weiter lese, muß ich mich ändern, und — das will ich nicht.“

Aber auch Zeiten der äußeren und inneren Not befügeln nicht immer die Energie zur Erneuerung des Lebens. Dem einen hemmt die Scham den Fuß, dem anderen lähmt die Furcht den Mut, und viele wollen lieber im Elend bleiben, als der Kirche und ihren Dienern, gegen die sie aufgeheizt sind, ihr Vertrauen schenken. Es ruht nun mal im Herzen geheimnisvoll alle Entscheidung. Nur wo ein Willen ist, ist ein Weg. Am Nicht-

wollen der freien Persönlichkeit scheitert alle Liebesmüh und Kunst. Da hat auch Gottes Macht ihre Schranken. Viele Wochen hindurch hatte ein Bruder an einem Trinker Rettungsversuche in Treuen getan. Vergeblich. Der gebundene Wille versagte. Das Ende war: Selbstmord mittels einer mit Rotwein geladenen Pistole. — Im Hospital liegt gebrochen eine jugendliche Sterbende. Das Mädchen war aus der Provinz in die Großstadt gekommen und hier sehr bald den Versuchungen zu einem lasterhaften Wandel erlegen. Man holt ihr einen Seelsorger, der sie beschwört, ihre Seele dem zu befehlen, der auch in letzter Stunde noch retten kann. Sie lacht dem Pastor ins Gesicht: sie komme sich gar nicht verloren vor... habe viele kennen gelernt, die es schlimmer getrieben als sie... und lachend legte sie sich zum Sterben hin. —

C) Hindernisse um unsere Objekte her, Hindernisse in ihnen selbst — sollten sie sich nicht zuletzt auch finden bei den Subjekten der Großstadtmision?

Wichern flagte vor 50 Jahren, daß „im großen und ganzen diejenigen, die die ersten und wirksamsten Freunde und Förderer unserer großen Reichsgottesache sein sollten, zum Teil offene oder versteckte Gegner seien, und jedenfalls dadurch, daß sie nicht positiv helfen, die Macht des Feindes verstärken“.

Ist es heute nicht mehr so?

a) Hat an der religiös-sittlichen Wieder-
geburt des Volkes nicht der Staat ein
eminentes Interesse? Für eine wohlorgani-
sierte Kirche in einem gesitteten Volke würde
sein Schutz ausreichen. Wo aber die finsternen
Mächte antichristlichen Wesens so herrschen,
wie in unseren sozialen Verhältnissen, da
kann eine durchgreifende Besserung des reli-
giös-sittlichen Zustandes nicht erhofft werden,
wenn die Obrigkeit, die Dienerin Gottes, nicht
wesentlich mitwirkt. Wie schwer aber und wie
langsam arbeitet ihre soziale Gesetzgebung!
Wie bald und wirkungslos ist des Kaisers
Appell an den Reichstag verhallt, den Sauer-
teig der Unsitthlichkeit auszufegen! Und was
hilft da alle Mühe der Inneren Mission —
um nur ein Exempel anzuführen —, die
Fabrikarbeiter, Gesellen, Ladnerinnen zum
Worte Gottes zu rufen, wenn die laxen Sonn-
tagsgesetze und ihre noch laxere Handhabung
die Arbeitgeber in den Stand setzen, ihre Be-
amten und Arbeiter vom Kirchgang und der
Sonntagshiligung abzuhalten?!

b) Hat die Verwaltung der Kommune
nicht die moralische Pflicht, alles zu tun, was
ihr Gemeinwesen zu einer Stadt auf dem
Berge macht? Was hilft aber alle Liebesmüh
der Stadtmision, die z. B. Trinkerrettung
treibt und Asyle baut, wenn die Stadt dem
Gewerbe der Schankwirtschaft schrankenlose
Konzeßionen erteilt und damit die öffentlichen
Verlockungen zum Trunk in großem Stile

sanktioniert? Auf meinem heutigen nur fünf Minuten langen Wege von meiner Wohnung hierher zählte ich 23 Wirtschaften niederer Ordnung!

c) „Das Gewissen im Staat ist die Kirche,“ sagt Trendelenburg. Tut dies Gewissen immer seine Schuldigkeit? Fördert es eifrig, systematisch, zielbewußt die Entfaltung aller Inneren Missionstätigkeit? Sind Kirchen- und Gemeindehausbauten, Kirchspielteilungen, Pastorenstellungen, Anstaltsgründungen u. a. m. Sachen, die „in Akten von einem Bureautisch zum anderen geschoben werden“ (D. Schaefer), oder Angelegenheiten, für die man sich freudig und persönlich einsetzt? — Welch schreiende Notstände bezeichnet das Wort „Massengemeinde“! Und trotz Kirchenbauens werden wir diese Unnatur im Reiche Gottes nicht los. Die meisten Parochien in Berlin sind eine Ironie auf die wahre Bedeutung des Wortes „Gemeinde“. Wie viele notwendige kirchliche Arbeiten und Institutionen unterbleiben immer wieder, weil der Kredit der Kirchensteuer sie verbietet!

d) Ja, Geld mittel tun not. Ihr Mangel ist ein Hindernis besonders schmerzlicher Art für unsere Arbeit. Obwohl Geldunterstützungen die leichtesten Förderungen der Reichsgottessache sind, so sind sie doch vielen unbekannt, ungewohnt, unbeliebt. Auch ein Stoetzer, dessen Arbeits- und Werbekraft Riesenkapitalien bedeutete, müßte klagen, daß die

Zahl seiner Stadtmisionare nicht über 50 hinauszubringen war, daß die Provinzen die Kosten schuldig bleiben, die die Berliner Arbeit an ihren Kindern verursacht.

e) Und doch wichtiger noch und ernster als die pecuniären sind die personellen Faktoren. Wir beschlagen eine Pastorennot. Damit meinen wir nicht einen Mangel an geistlichen Kräften, sondern den Mangel an geistlicher Kraft. Wo die Einigkeit des Geistes fehlt, wo die Amtsbrüder nicht verbunden durch das Band des Friedens zusammenstehen, zusammen arbeiten, zusammen beten, zusammen leiden und so in brüderlicher Eintracht das Reich des Herrn bauen, sondern auf ihre Sonderwege sehen, nur nebeneinander, wohl gar gegeneinander wirken, da liegt in dieser Pastorennot ein größeres Hindernis vor, als alle anderen sozialen, sittlichen und religiösen Uebelstände. Denn *vita clerici evangelium populi*. Es ist wahrhaft beweinenswert, immer wieder hören zu müssen, daß so viele im Volk den Herrn Jesus ablehnen um seiner Diener willen, die ihnen zum Anstoß und Vergernis geworden.

f) Der letzte Blick aber und der ernsteste richte sich auf die eigene Person nach St. Pauli Mahnung: „. . . daß ich nicht anderen predige und selbst verirrlich werde“.

Im Missionsberuf ist von ausschlaggebender Bedeutung die christliche Persönlichkeit. Ein Mann mit Gott ist da die Majori-

tät. Ein Bichern und Fliedner, ein Oberlin und Löhe, ein Bodelschwingh und Stoecker bedeuten ganze Heere. Was aber die Persönlichkeit des Berufssarbeiters verfehlt und verläumt, das sind Hindernisse von unberechenbaren Folgen.

„Bittet den Herrn der Ernte,“ mahnt Jesus, „daß er Arbeiter in Seine Ernte sende — Arbeiter, die nach Ap.-Gesch. 6 die volle Qualifikation für den großen Dienst des Apostolats an der Großstadt haben, die „ein gut Gerücht haben, voll Weisheit sind und voll heiligen Geistes!“ Uns aber, die wir schon im Dienste stehen, bewahre Gott, daß wir nicht mit unseren mangelnden Gaben und Schwächen Hindernisse werden für Sein Kommen zu Seinem Volk!

Unser Altmeister Adolf Stoecker hat ein Menschenalter die Arbeit an der Großstadtseele getan und alle die Hindernisse, die sie erfährt, schmerzlich durchlebt. Aber sie waren ihm „Turngeräte“ für die Übung des Glaubens und der Liebe, und er überwand sie, denn hinter allen Wällen, Gräben, Mauern schaute er den, an dessen unüberwindliche Macht und unausbleiblichen Sieg er geglaubt hat mit glühender Seele.

In diesem Geiste des Glaubens gewirkt, wird die Großstadtmision trotz aller Hindernisse durch des Herrn Gnade Frucht schaffen, Frucht, die da bleibt! —

Die Solidarität
der kirchlichen Arbeit in
Großstadt und Land

von

Ernst Bunke,
Inspektor der Berliner Stadtmission.



I.

Die Bekämpfung der Landflucht.

Wer aus der großen Stadt als ein Bote der Kirche oder der Inneren Mission aufs Land kommt, hört das Klagespiel von der Not, die durch die Landflucht entstanden ist und noch immer zunimmt. Es gibt viele, die sich über das Wachstum der großen Städte freuen und die Entwicklung des deutschen Volkslebens mit Genugtuung begrüßen. Aber die Vertreter der Großstadtmision, die die Schattenseiten des großstädtischen Lebens nur zu deutlich erkennen, vergessen zwar nicht die Vorteile und Aufgaben der Großstädte, aber sie beklagen die Landflucht aus tiefer Überzeugung. Sie nehmen den wärmsten Anteil an all den Bestrebungen, mit denen die Freunde der ländlichen Bevölkerung die Heimatliebe zu stärken hoffen. Die Siedlungsmachung des ländlichen Arbeitersstandes, die innere Kolonisation begrüßen sie

mit Freuden. Sie hören durch das moderne Großstadtleben hindurch den leisen Ton, der von Jahr zu Jahr stärker wird: Zurück aufs Land, zurück zur Natur! Sie empfinden selbst den Mangel, unter dem die Kinder der Großstadt leiden, daß der erziehliche Wert, der in der Berührung mit der Natur liegt, nicht gehoben werden kann. Sie sehen es täglich, auch ohne daß die Statistik es ihnen zahlenmäßig nachweist, welch ein schwaches, blutarmes Geschlecht hier aufwächst. Sie haben es mit Schmerzen vor Augen, wie unter den Massen, die hier zusammengepercht sind, der Geist der Zucht und Gottesfurcht immer mehr schwindet. Sie tun daher nichts lieber, als daß sie auch an ihrem Teile an der Bekämpfung der Landflucht mitarbeiten. Aber wer weiß davon etwas? Wer fragt darnach?

Es betrübt die Vertreter der Großstadtmission, daß sie unter dem Misstrauen mitleiden müssen, das man auf dem Lande gegen die Großstadt hegt, und unter dem Nebelwollen, welches sich gegen die großstädtischen Menschenmassen angesammelt hat. Wer kennt nicht die allzumenschlichen Reden: „Mögen diejenigen, die ohne Rücksicht auf die Zurückbleibenden vom Lande weggezogen sind, hinterdrein in ihrem Elend verkommen! Sie sind sich selber schuld daran. Wir haben für sie nichts übrig. Deshalb wollen wir auch von der Missionsarbeit, die in den großen Städten geschieht, nichts wissen.“ So klingt es den

Vertretern der Großstadtmision mehr oder weniger entgegen. Und doch sind sie die besten Mitarbeiter, um die Landflucht einzudämmen, weil sie die Zustände der Großstadt schildern, wie sie sind.

P. Evers hat dem Schreiber dieser Ausführungen einmal ein Erlebnis erzählt, das er in der Provinz Posen hatte. Als Inspektor der Berliner Stadtmision war er auf einer Vortragsreise und erzählte von den Erlebnissen, die er in der Reichshauptstadt gehabt hat. Es waren Bilder von Sünde und Schande, von Krankheitsnot und Arbeitslosigkeit, die er entrollte. Erklärlich genug, denn die Menschen suchen die Hilfe der Stadtmision in der Regel erst dann, wenn sie unter die Räder des großstädtischen Lebens gekommen sind. An einer der Versammlungen nahm ein ein Rittergutsbesitzer teil, der die Abneigung gegen die Großstadt teilte. Als der Vortrag vorüber war, ging er an P. Evers heran und sagte: „Wenn ich gewußt hätte, was Sie heute erzählen würden, dann hätte ich drei Leiterwagen anspannen lassen und alle meine Leute mit in die Versammlung gebracht. Ich fürchtete, Ihr Auftreten würde die Leute in ihrem Zuge nach der Großstadt bestärken. Aber, wenn sie Ihren Bericht gehört hätten, wäre ihnen sicher die Lust vergangen, nach Berlin zu ziehen.“

Ohne Zweifel ist nichts so geeignet, den Zug nach der großen Stadt zu dämpfen, als

die Berichte der Missionsarbeit, die dort geschieht an denen, die das Meer des wirtschaftlichen Lebens als Wrack an die Ufer wirft. Deswegen sind die Flugschriften, die die Berliner Stadtmision neuerdings herausgibt unter dem Titel „Bilder aus der Stadtmision“ nicht nur Werbemittel für das Missionswerk, sondern ebenso und fast noch mehr Hilfsmittel zur Bekämpfung der Landflucht. Was Stadtmisionsspektor P. Schlegel milch dort von „Landflucht und Stadtfucht“, von „Großstadtnot und Hilfe“, und vom „Kampfe gegen die Trunksucht“ erzählt, wird in den Landgemeinden gewiß segensreich wirken. Es haben schon Rittergutsbesitzer hundert und mehr Schriften davon auf einmal bezogen, um sie unter ihren Arbeitern und in ihren Gemeinden zu verbreiten. Wir können nur wünschen, daß dieses Beispiel viele Nachfolge erwecke. Jedenfalls werden alle, die von diesen Flugschriften Kenntnis nehmen, klar erkennen, daß die Großstadtmision nicht im Gegensatz zu denen steht, die die Landbevölkerung bei der Scholle erhalten wollen. Aber mehr noch als das gedruckte Wort wirkt das gesprochene. Hoffentlich tragen die Flugschriften dazu bei, daß man die Türen zu den Landgemeinden den Vertretern der Großstadtmision nicht mehr als feindlichen Eindringling verschließt, sondern als Bundesgenossen öffnet. Es besteht in der Bekämpfung der Landflucht eine

Solidarität der kirchlichen Arbeit in Großstadt und Land.

II.

Die Vertiefung des kirchlichen Lebens auf dem Lande.

Alle Abschreckung von der Großstadt wird ihren Zweck nicht erreichen, wenn nicht die Liebe zur Heimat in der ländlichen Bevölkerung bestärkt wird. Dazu gehört die Abstellung sozialer Missstände, der Ausbau des ländlichen Gemeindelebens, die Darbietung von mehr Freude, die dem ländlichen Geschmack angepaßt ist und vieles andere. Vor allem aber gehört dazu eine Vertiefung und Befruchtung des kirchlichen Lebens auf dem Lande. Die Anziehungs Kraft des großstädtischen Lebens wird für den weltlichen Sinn immer stark sein. Die Schätzung der idealen Güter, die die Heimat birgt, kann allein den Zug in die Ferne überwinden. Und was könnte hier erfolgreicher wirken, als die Erkenntnis des Heils, von dessen innerem Reichtum aller äußerer Glanz der Welt verbleicht?

Zweifellos ist mehr kirchlicher Sinn auf dem Lande vorhanden, als in den großen Städten, mag es immerhin einige Gegenden von ausgesuchter Unkirchlichkeit geben. Überwiegend ist der Prozentsatz derer, die von der Kirche noch erreicht werden und sich zu ihr halten, auf dem Lande viel größer als in

den großen Städten. Etliche gut besuchte Gottesdienste in diesen ändern daran nichts. Man muß nur bei dem Anblick gefüllter Gotteshäuser auch an diejenigen denken, die nicht da sind. Dann wird das Urteil wesentlich geändert. Aber anderseits darf die größere Kirchlichkeit der Landbevölkerung nicht dazu verleiten, sie in ihrem Wert zu überschätzen.

Wir machen in der Großstadtmision die betrübende Erfahrung, daß Menschen daheim in ihrer ländlichen Gemeinde kirchlich waren, aber in der großen Stadt rasch sich mit der Unkirchlichkeit befreunden. Das kirchliche Leben in der Heimat war für sie nicht eine Frucht persönlichen Glaubens, sondern ein Stück erbter väterlicher Sitte.

Nun kann man gewiß mit Recht den Unterschied, der zwischen Großstadt und Land in Sitte und Brauch vorhanden ist, nicht stark genug betonen. Die Freunde der Heimatpflege erklären immer wieder, daß die ländliche Frömmigkeit anders ist, als die städtische. Es ist auch durchaus mit Beifall aufzunehmen, daß gegenwärtig viele Pfarrer auf dem Lande sich in die Eigenart des Volkstums versenken.

Für einen Missionar unter den Heiden gilt es selbstverständlich als oberste Weisheit, daß er das äußere und innere Leben des Volkes genau kennen lernt, unter dem er zu wirken hat. Je tiefer er das fremde Volk in seiner Eigenart begreift, desto mehr merkt er, wie ungeschickt er am Anfang mit all

seinem Tun und Wirken gewesen ist. Schließlich erklären die Missionare einmütig, daß ein Heidenvolk im vollen Umfange für das Evangelium nur durch Männer und Frauen gewonnen werden kann, die aus seiner Mitte hervorgegangen sind. Soviel bedeutet das Verständnis für die Eigenart des Volkstums.

So ergibt es sich denn auch mit Notwendigkeit, daß der Pfarrer die ländliche Frömmigkeit erst studieren muß, wenn er der Gemeinde richtig dienen kann. Wir sind zwar aus Großstadt und Land alle Glieder eines Volkes. Aber die akademische Vorbildung auf dem Wege des Gymnasiums über die Universität zum theologischen Examen entfremdet die Pastoren so gründlich der ländlichen Eigenart, daß mancher sich überhaupt nicht mehr hineinfindet. Vollends wer aus der großen Stadt stammt, wird den Unterschied zwischen Großstadt und Land im Denken und Empfinden, in Frömmigkeit und Sitte überaus stark empfinden.

So sehr man dies anerkennen mag und muß, daß die ländliche Frömmigkeit und das kirchliche Leben, das sie hervorbringt, ihre Eigenheit haben und daraus verstanden sein müssen, wenn das Urteil nicht schief werden soll, so ist die ländliche Frömmigkeit eben doch nur insoweit berechtigt, als sie den Aufgaben genügt, die unsere Zeit stellt. Sie ist unzureichend, wenn sie die Glieder der Landgemeinden nur im Bannkreis der kirchlichen

und christlichen Sitte, und wäre es die schönste und beste, erhält. Das Ziel muß sein, persönliches Christentum zu pflanzen und zu pflegen, das auch dann von Bestand ist, wenn die Sitte fällt. Das heißt nicht die kirchliche und christliche Sitte bekämpfen, die ihr volles Recht hat und reichen Segen mitbringt und bewahrt. Es bedeutet nur die richtige Einschätzung des vorhandenen kirchlichen Lebens. Die Sitte genügt nicht, wenn sie nur von außen her angenommen ist. Sie muß sich stets von innen heraus erneuern. Man erkennt dies nicht nur an der Haltlosigkeit der vom Lande in die Großstädte Zugezogenen, sondern ebenso an dem raschen Abbröckeln der alten Sitten auf dem Lande, seitdem und soweit sich großstädtische Einflüsse dort stärker geltend machen. Die Sitte ist nur dann widerstandsfähig, wenn sie nicht bloß alter Brauch ist, sondern Ausdruck vorhandener persönlicher Überzeugung. Im Interesse des Volksganzen, wie dem der ländlichen Bevölkerung, im Interesse der Kirche und des christlichen Lebens ist die Vertiefung und Befruchtung des kirchlichen Lebens auf dem Lande eine dringend notwendige Aufgabe. Das ist keine Forderung der grauen Theorie. Wir haben gesegnete ländliche Gauen im deutschen Vaterlande, wo sich kirchliche Sitte und lebendiges Christentum im schönsten Bunde darstellen. Daß auch die andern Landgemeinden sich diesem Ziel entgegenstrecken, das müssen wir wünschen.

Es ist nicht so, daß die Vertreter der Inneren Mission, insbesondere der Großstadtmission, das, was sie in den ganz anderen industriellen und städtischen Verhältnissen als wirksam erprobt haben, schablonenhaft auf die Landgemeinden übertragen wollten. Es sieht oftmals so aus, wenn etwa auf kirchlichen Versammlungen ein großstädtischer Pastor einen Appell an die Versammlung richtet, der eigentlich an seinen Berufsgenossen in der großen Stadt und an die Glieder der dortigen Gemeinden gerichtet ist, aber überwiegend die Ohren der versammelten Landpastoren erreicht. Die haben ganz recht, wenn sie sich dagegen sträuben. Es geht auf dem Lande nicht ebenso zu machen, wie in der großen Stadt. Aber doch besteht auch hier eine Solidarität der kirchlichen Arbeit zwischen Großstadt und Land. Die großen Grundsätze, die sich im Laufe der Zeit durchgesetzt haben, gelten für beide. Der erste ist der, daß gegenüber dem vordringenden gesetzwidrigen Zeitgeist bloße Kirchlichkeit nicht standhält. Persönlicher Glaube allein kann dem Unglauben Widerstand leisten, der in tausend Kanälen nicht nur in den großen Städten, sondern auch auf dem Lande sich ausbreitet. Es geschieht dies heutzutage ja nicht nur zufällig und unbeabsichtigt, sondern zielbewußt und daher oft mit erschreckendem Erfolge. Der zweite Grundsatz ist die persönliche Mitarbeit der

Gläubigen, die allgemeine Dienst-, Wehr- und Zeugenpflicht. Zweifellos ist dieser Grundsatz in den Städten leichter zu betätigen und durchzuführen, als auf dem Lande. Hier ist der Gemeingeist im einzelnen Dorfe so stark, daß die Einzelpersönlichkeiten es selten wagen, dagegen anzugehen. Herrscht die Kirchlichkeit, so beteiligt sich mancher am Besuch des Gottesdienstes, der mit dem Herzen nicht dabei ist. Regiert die Unkirchlichkeit, dann ist es furchtbar schwer, den Bann zu brechen. Und doch gibt es keine andere Möglichkeit, den Zukunftsaufgaben wirksam zu begegnen, als daß die genannten Grundsätze auch auf dem Lande zur Geltung kommen.

Hier kann die Großstadtmision wiederum jenen guten Dienste leisten, die das kirchliche Leben ihrer Gemeinden vertiefen wollen. Ihre Vertreter berichten von dem Kampf und Sieg des Evangeliums unter den schwierigsten Verhältnissen der Großstadt. Sie erzählen von der Mitarbeit der Gläubigen an der Wiedergewinnung derer, die sich der Kirche entfremdet haben. Sie zeigen, wenn sie von den Führungen einzelner Personen erzählen, was lebendiges Christentum, was eine wirkliche Befehlung ist. Sie reden aus eigener Erfahrung und Anschauung.

Die Großstadtmision kann hier noch mehr der Befruchtung des kirchlichen Lebens auf dem Lande dienen, als ihre Schwester, die Heidenmission. Daß von dieser große Seg-

nungen auf das Leben der Heimatgemeinden ausgegangen sind, ist allgemein anerkannt. „Meine Bauern haben gesagt“ — so erzählte ein Pfarrer — „von den Heiden lernen wir erst, was uns fehlt. Wir müssen uns auch bekehren.“ Die Heidenmission wird in ihren Boten von den Gemeinden willig aufgenommen. Ihnen mißgönnt man es nicht, daß sie als Dank für empfangenen geistlichen Segen Gaben der Liebe für das Werk des Herrn mitnehmen.

Die Solidarität von Großstadtmision und kirchlicher Arbeit auf dem Lande muß auch erkannt werden. Die Gemeinden kommen nicht zum Schaden, wenn sie den Bericht von dem Ringen zwischen Licht und Finsternis in den großen Städten vermehren. Die Befruchtung, die sie empfangen, bedeutet viel mehr, als die Kollekte, die sie geben. Ist wirklich in den Landgemeinden eine starke Abneigung gegen die Boten des Evangeliums aus den großen Städten vorhanden, so muß sie überwunden werden. Auch gegen die Heidenmission herrschten früher viele Vorurteile. Aber durch treue Aufklärungsarbeit der Pastoren sind sie meist überwunden. Der Dienst, den die Großstadtmision mit ihren Erfahrungen dem ganzen Volke zu leisten vermag, darf nicht zurückgewiesen werden, sondern muß in Anspruch genommen werden. Wenn das Ziel klar erkannt ist, daß zum Wohl unserer gesamten Kirche, unseres ganzen Christenvolkes eine

Vertiefung und Befruchtung des kirchlichen Lebens auf dem Lande notwendig ist, so wird sich auch die Erkenntnis von der Solidarität der kirchlichen Arbeit in Großstadt und Land durchsetzen.

III.

Predigt- und Vortragsreisen über Großstadt und Land.

Das Bewußtsein der Solidarität der kirchlichen Arbeit in Großstadt und Land wird nicht von selbst um sich greifen. Von selbst machen sich immer nur die egoistischen Motive geltend, die den Blick nach der Not des anderen versperren. Von selbst kommt es, daß man in den Provinzen die großen Städte sich selber überläßt, und daß man in den Großstädten nur an die eigene Not denkt, als ob es nichts anderes auf der Welt mehr gebe. So muß zielbewußt der Gedanke notwendiger Zusammenarbeit hinausgetragen werden.

Der Instruktionskursus für Großstadt und Land ist ein Anfang dazu gewesen. Die Missionsanstalten und Missionskonferenzen haben sich einen Stab von Mitarbeitern unter den Pastoren und Lehrern herangezogen dadurch, daß sie Ausbildungskurse veranstalteten. Es hat Jahre gedauert, bis die Frucht dieser Arbeit offenbar wurde, aber ausgeblieben ist sie nicht. Die Vertreter der deutschen Stadtmissionen,

die das Bewußtsein der Solidarität ihrer Arbeit mit der in den Provinzen in sich aufgenommen haben, wollen nun denselben Weg einschlagen und hoffen, daß es ihren Kursen nicht an Besuchern fehlen wird, die später ihre Mitarbeiter werden. Denn in die Gemeinden, in das Bewußtsein unseres ganzen evangelischen Volkes kann die Erkenntnis der gemeinsamen Aufgaben von Großstadt und Land nur eindringen, wenn dauernd auf allerlei Weise, und so auch durch Predigt- und Vortragsreisen dafür gearbeitet wird.

Hierzu sind die Vorbilder schon vorhanden. Seit vielen Jahren werden Predigtreisen für die Heidenmission gehalten. Auch für die Innere Mission sind sie veranstaltet. Neben den Reisen einzelner Vertreter bestimmter Zweige der Inneren Mission haben die Provinzialvereine für Innere Mission die Prediger je zwei und zwei ausgesandt. Wo diese gekommen sind, haben sie Anregungen hinterlassen und dazu mitgeholfen, daß in den von ihnen besuchten Gemeinden die vorhandenen Kräfte an der kirchlichen Arbeit sich mehr als früher beteiligen. Es war dabei den einzelnen Predigern überlassen, welches Gebiet der Inneren Mission sie behandeln wollten. Natürlich konnte es dann vorkommen, daß Berichte vorgetragen wurden, die einen unmittelbaren Nutzen für die kirchliche und christliche Arbeit am Ort nicht einbrachten. Es blieb bei der Anregung des

Willens zur Inneren Mission im allgemeinen. Das war denn ähnlich wie auch bei den Predigtreisen für Heidenmission. Aber in unserem Falle handelt es sich um die Vertretung ganz bestimmter Gedanken, um den Bericht von ganz bestimmten Zuständen, die die Hörer in Stadt und Land unmittelbar angehen und für ihr Wohl und Wehe von Bedeutung sind. Darum müßten, so meinen wir, die Gemeinden solche Predigt- und Vortragsreisen über Großstadt und Land besonders willkommen heißen. Vorläufig ist es noch nicht so. Das Misstrauen steht im Wege. Es denken nicht nur Gemeindeglieder, sondern auch Pfarrer leicht, daß es sich doch nur darum handle, dem Lande Geld zu entziehen. Derselbe Gedanke ist bekanntlich auch den Vertretern der Heidenmission oft genug entgegengehalten worden, es sei nicht recht, so viel Geld nach fremden Erdteilen zu senden. In weiten Kreisen ist er auch heute noch nicht überwunden.

Allerdings muß die Einrichtung dieser Predigt- und Vortragsreisen wirklich so sein, daß dem Misstrauen der Boden entzogen wird. Ein Vertreter der Großstadtmision und einer der kirchlichen Heimatpflege müssen zusammenwirken. Es muß beides zu seinem Recht kommen, der Dienst, den die Großstadtmision an unserem Volkskörper leistet, wie die Aufgaben, die die kirchliche Arbeit auf dem Lande zu lösen

hat. An Gelegenheit und Zeit, beiden Bestrebungen gerecht zu werden, wird es bei einer solchen Reise nicht fehlen.

Zweckmäßiger Weise wird man an den Schulen nicht vorübergehen. Die Kinder hören gerne erzählen. Sie sind dann auch die besten Boten, um die Eltern einzuladen. Am Nachmittag oder gegen Abend veranstaltet man einen Gottesdienst, in dem die Erweckung und Befruchtung des christlichen Verantwortungsgefühls in der Gemeinde das Ziel ist. Im Gemeindeabend endlich kann man erzählen. Hier können beide Reiseprediger zusammen wirken und einander ergänzen. Wenn Lichtbilder aus der Großstadtmission gezeigt werden, so wird es gewiß an Zuhörern und Teilnehmern nicht fehlen.

Der Dienst mit dem mündlichen Wort ist durch das gedruckte Wort zu unterstützen. Die Schriften „für die Feste und Freunde der Inneren Mission“ enthalten einige Hefte, die unter dem Gesichtspunkt der gemeinsamen Arbeit in Großstadt und Land Verbreitung verdienen. Die „Bilder aus der Stadtmision“ verfolgen diesen Zweck ausdrücklich. Die Zeitschrift „Die Stadtmision“ trägt solche Gedanken fortwährend in ihren Leserkreis hinaus und eignet sich auch in ihren einzelnen Heften durchaus zur Verbreitung. Der „Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege“ hat ebenfalls Flugschriften herausgegeben, die bei solcher Gelegenheit

zu empfehlen und zu verbreiten sind. Ein gutes Wort findet meist einen guten Ort. Es ist noch lange nicht genug geschehen, um gute Schriften unter unserem Volke zu verbreiten. Wenn erst die Vortragsreisen in Gang gekommen sind, wird sich bald auch herausstellen, nach welcher Richtung noch Bedürfnisse für die Schriftenverbreitung vorhanden sind. Die werden dann leicht zu befriedigen sein, wenn man nur weiß, daß die Bereitwilligkeit da ist, die dargebotenen Schriften wirklich zu verbreiten.

Mit diesen Reisen durch die Gemeinden soll auch die Anregung führender Persönlichkeiten auf dem Lande zur Mitarbeit an den großen gemeinsamen Aufgaben verbunden werden. Es ist erfreulich, wenn die Reiseprediger am Abend mit dem Ortsfarrer Gedankenaustausch pflegen, Belehrung über die einheimischen Verhältnisse empfangen, aus ihrer Erfahrung Anregungen zur Arbeit geben. Aber es wäre noch viel besser, wenn auch andere führende Persönlichkeiten aus den Gemeinden bei solchem Gedankenaustausch zugegen sein könnten. Es wird sich daher empfehlen, besondere Konferenzen gelegentlich dieser Predigtreisen zu veranstalten. Nicht nur die Mitarbeiter der Kirche, die Lehrer und Altesten aus einer Gemeinde sind dazu einzuladen — sie zu versammeln und mit ihnen zu beraten wäre auch schon ein Gewinn — es handelt

sich vielmehr darum, aus den Gemeinden eines ganzen Kirchenkreises alle, die für das kirchliche Leben Bedeutung haben und Teilnahme beweisen, zusammenzubitten. Auch die Frauen dürfen davon nicht ausgeschlossen werden. Es ist nicht nötig, daß die Versammlung öffentlich ist, so daß jedermann daran teilnehmen kann. Viel wirksamer ist es, wenn dazu persönlich, schriftlich oder mündlich eingeladen wird. Hier muß natürlich die Förderung des heimatlichen Lebens im Vordergrunde stehen, aber zugleich auch der Beweis dafür erbracht werden, daß gerade in diesem Stück die Großstadtmission eine Helferin ist, wie man sie sich nur wünschen kann. Im einzelnen Vorschläge für die Verhandlungen zu machen, ist hier nicht der Ort. Wer solche wünscht, wird sie durch die Stadtmisionen ebensowohl, als durch die Provinzialvereine für Innere Mission oder durch den Evangelisch-kirchlichen Hilfsverein oder den Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege erhalten. Es darf hierbei nur nicht vergessen werden, daß der Zusammenhang zwischen Großstadt und Land, die Solidarität der kirchlichen Arbeit im Vordergrunde stehen muß. Aber dafür werden ja die beiden Reiseprediger auch sorgen.

Damit sind wir bei der Vorbereitung dieser Vortragsreisen angelangt. Von irgendeiner Seite muß der Anstoß kommen.

Um leichtesten wird sich die Sache einführen, wenn die kirchlichen Behörden selbst dabei mitwirken. In den östlichen Provinzen würde sicherlich eine Empfehlung dieser Predigt- und Vortragsreisen bei der Ephorenkonferenz sehr wirksam sein. Ebenso würde die Versammlung der Synodalvertreter für Innere Mission eine ausgezeichnete Gelegenheit bilden, um zu diesen Reisen anzuregen. Aber auch sonst werden bei öffentlichen Versammlungen oder in kirchlichen Zeitschriften Männer der Innern Mission einen Anstoß zur Arbeit zu geben in der Lage sein.

Nimmt der Superintendent des Kirchenkreises die Vorbereitung in die Hand, so wird gewiß die Sache dadurch erleichtert. Besonderer Wert ist darauf zu legen, daß auch die Lehrer an der Lösung der großen Aufgabe teilnehmen. Die Einwirkungen, die sie auf die Kinderwelt üben, sind für die nützlichen oder schädlichen Beziehungen zwischen Großstadt und Land sehr bedeutungsvoll. Wenn der Superintendent zugleich Kreisschulinspektor ist, erledigt sich dieser Wunsch ziemlich einfach. Ist er es nicht, so soll man den Kreisschulinspektor jedenfalls nicht übergehen. Auf ihn wird es sehr ankommen, wenn man die Lehrer des betreffenden Kreises bei der Kreiskonferenz, die oben empfohlen war, gegenwärtig zu sehen wünscht.

Wären irgendwo die offiziellen kirchlichen Persönlichkeiten von einem Freunde der Soli-

darität der kirchlichen Arbeit in Großstadt und Land nicht für die Einrichtung solcher Predigt- und Vortragsreisen zu gewinnen, so ist sie damit noch nicht ausgeschlossen. Der Eifer für eine gute Sache erreicht doch viel, auch wenn nur an die Freiwilligkeit appelliert wird. Seitdem die Landflucht weite Teile unserer Provinzen bedroht und schädigt, sind zudem viele Ohren feinhöriger geworden und weisen das Anerbieten eines Helfers gegen diesen Schaden nicht ohne weiteres zurück. Gelingt es vollends, den Landrat des Kreises und einen oder den anderen einflussreichen Großgrundbesitzer für die Sache zu erwärmen, so darf man sich der Hoffnung hingeben, daß die Vortragsreise zustande kommt und die aufgewandte Mühe nicht vergeblich ist.

Die Geldfrage darf bei der Veranstaltung dieser Reisen keinesfalls im Vordergrunde stehen. Die Vertreter der Großstadtmision, gehören sie nun der Stadtmission oder sonst irgendeinem Zweige der Inneren Mission an, kommen nicht als Bettler, sondern mit den Gaben, die ihnen Gott durch die Erfahrungen anvertraut hat, die er sie machen ließ. Auf der anderen Seite ist es naturgemäß, daß bei den Gemeindeversammlungen auch Kollekten eingesammelt werden. Demn die Unkosten sind immerhin zu decken, wo nicht irgendein wohlhabender Freund die Kosten aus seiner Tasche bestreitet, oder eine Vereinigung der Inneren Mission sie darreichen

will. Der Ueberschüß, der nach Deckung der Unkosten bleibt, ist zu gleichen Teilen für die Förderung der Großstadtmision und die der kirchlichen Arbeit auf dem Lande zu verwenden.

Wer je eine solche Predigt- und Vortragsreise vorbereitet hat, weiß, daß eine Menge von Schwierigkeiten zu überwinden ist. Aber sie lassen sich wirklich überwinden, und wenn alles wohl gelungen ist, bleibt ein Gefühl reiner Befriedigung zurück. Denn die Beweise bleiben nicht aus, daß die Anregungen auf fruchtbaren Boden fallen. Im Reiche Gottes geht es anders zu als in den Dingen dieser Welt. Was vor Menschenaugen gering ist, gilt hier oft größer als das, was in der Welt für groß angesehen wird. Der geistliche Segen, der von den Zeugnissen der Reiseprediger zurückbleibt, ist überhaupt nicht abzuschätzen. Aber jeder Mitarbeiter an den großen Aufgaben unserer Zeit, der dadurch neu geworben wird, ist ein großer Gewinn. Wie die Kette der Wirkungen weiter geht, entzieht sich unseren Augen. Aber wir dürfen glauben, daß alles, was zur Ehre Gottes von der Arbeit in seinem Reiche gesagt wird, nicht ohne dauernde Frucht bleibt. Das gilt ganz besonders, wenn es von Mund zu Mund, von Auge zu Auge bezeugt wird. Wie sollte nicht das Zeugnis von der Zusammengehörigkeit der Glieder unseres Volkes im Dienste Gottes gesegnet sein?

Die Teilnehmer an dem Instruktionskursus für Großstadt und Land waren am Schlusse der wenigen Tage des Zusammenseins ganz erfüllt von dem Gedanken der Solidarität, der gemeinsamen Arbeit zum Wohle unseres gesamten Christenvolkes. Angetan von diesem Gedanken muß jeder sein, der bei einer solchen Vortrags- und Predigtreise sich zur Verfügung stellen will. Es muß in der Seele ein Feuer brennen, wenn von ihr Funken überspringen sollen in andere Seelen. Wir hoffen, daß sich durch die Einrichtung der Instruktionskurse für Großstadt und Land die Männer finden werden, die freiwillig die Arbeit übernehmen wollen.

Wer es tut, wird bald erfahren, daß das Schriftwort noch zu Recht besteht: „Es soll aber der Ackermann, der den Acker bauet, der Früchte am ersten genießen.“ Welche Freude ist es, daran mitzuwirken, daß in anderen Menschenseelen der große Gedanke des Reiches Gottes über die Selbstsucht triumphiert! Denn darum handelt es sich zuletzt, wenn im Vorstehenden die Solidarität der kirchlichen Arbeit in Großstadt und Land immer wieder betont wurde. Das Reich Gottes führt aus der selbstsüchtigen Enge der beschränkten Interessen eines einzelnen Volkes, eines Volks- teiles, eines Standes, jedes einzelnen Menschen heraus, macht den Blick offen und das Herz weit für die Aufgaben, die Gott stellt.

Hm dienen wir nur, wenn wir aller Selbstsucht den Rücken kehren und das Heil unserer Brüder uns am Herzen liegen lassen. Denn Christus ist darum für alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfert nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist.



Inhalts - Verzeichnis.

	Seite
Vorwort	3
P. Bunke	
Vom Instruktionskursus für Großstadt und Land	11
P. Möller	
Die Bedeutung der Großstädte für das Volksleben	27
Konsistorialrat Lic. Rogge	
Die Ursachen der Landflucht	51
Landwirtschaftslehrer Bremming	
Die Hindernisse der Großstadtmission . . .	89
P. Braun	
Die Solidarität der kirchlichen Arbeit in Großstadt und Land	109
P. Bunke	

Jm Verlage der
Baterländischen Verlags- u. Kunstanstalt
zu Berlin SW 61, Johanniter - Straße Nr. 6
— — — — — sind erschienen: — — — — —

Bilder aus der Stadtmission.

Eine Sammlung von Flugschriften zur Aufklärung über den Kampf wider die Nöte von Stadt und Land.

Jedes Heft umfaßt 16 Seiten, ist mit hübschem Umschlag und mehreren Bildern ausgestattet. Einzelpreis 0,10 M. Bei Massenbezug billiger.

- Hest 1: **Landflucht und Stadtsucht.** Von Stadtmissionssinspектор P. Friedrich Schlegelmilch.

„ 2: **Großstadtmision in Berlin - Ost.** Von demselben.

„ 3: **Großstadtnot und -hilfe.** Von demselben.

„ 4: **Im Kampfe gegen die Trunksucht.** Von demselben.

„ 5: **Das Blaue Kreuz und die Frauen.** Von demselben.

Suchet der Stadt Bestes.

Ein Führer durch die Berliner Stadtmission.

26 Seiten mit Bildern und 25 Seiten begleitenden Text.
0,75 M.

Im Verlage der
Deutschländischen Verlags- u. Kunstanstalt
zu Berlin SW 61, Johanniter - Straße Nr. 6
sind erschienen:

Erinnerungen an D. Adolf Stoecker.

Herausgegeben von Ernst Bunke.

Inhaltsverzeichnis:

Borwort — Wegemarken — Lebensbild — Der 3. Januar 1878 — Die christliche Persönlichkeit — Der Menschenfischer — Der Volksmann — Der Politiker — Der Kämpfer der Inneren Mission — Der Vater der Stadtmision — Der Redner und Prediger — Der Freund der Frauen — Was Stoecker uns Theologen war — Stoecker und die Pietisten — Der Kirchenmann — Allerlei — Feierabend — Die letzte Predigt — Von der letzten Station — Die letzten Tage — Zur letzten Reise — Die Leichenfeiern in Berlin — Am Sarge — Am Grabe — Nachrufe.

218 Seiten. 1 M., geb. 1,50 M.

D. Adolf Stoecker.

Das Leben Jesu in täglichen Andachten.

Neue durchgesehene und vermehrte Ausgabe.
460 Seiten, in Leinen gebunden M. 2,—,
in feinem Dermatoid mit Rotschnitt M. 3,—.

Zeitschriften der Berliner : : : Stadtmision : : :

Die Stadtmision.

Neue Folge der „Blätter aus der Stadtmision“, herausgegeben vom Verein für Berliner Stadtmision. — Illustrierte Monatsschrift. Die Zeitschrift wird bei einem Jahresbeitrag von 3 M. unentgeltlich zugesandt. : : : : : : :

Die Sonntägliche Predigt,

begründet von Hofprediger Stoedter, herausgegeben von der Berliner Stadtmision. Jede Nummer 1 Pf. — Der neue Jahrgang dieser Wochenschrift bringt vom 1. Advent 1909 ab **Predigten über die alten Evangelien** von P. Samuel Keller in Freiburg, Baden. : : : :

Der Sonntagsfreund.

Illustriertes Wochenblatt, herausgegeben von der Berliner Stadtmision. Jede Nummer 8 Seiten Text und 4—8 Seiten Anzeigen, vierteljährlich 0,50 M. : :

Kraft und Licht.

Illustriertes Wochenblatt. Jede Nummer 4 Seiten, 1 Pf. : : : : : : :

pfennig
dringend
Tugend
Schau
schlecht
Schand
Haus
Straß
den
„Wen
die p
macht
Berlii
des 2
man
der T
schaut
ierten
stellen
schreck
der 2
wie f
schen
und d
Tugend
lien i
die la
lichkei
von f
keit u
und



1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
Reference numbers on UTT

0.53
Scan Reference Chart TE263 Serial No. [redacted]

the scale towards do

jeder Straßenecke in auf-
eilgeboten und von unserer
en werden —, aus den
hrem Sinnenfessel, aus den
und Variétés, aus den
Art, auf mancher Straße
a unmittelbar aus dem
einer Frivolität!

n ist der Satz geblieben,
ational-Zeitung“ schrieb:
r nach Berlin kommt, um
ht kennen zu lernen, so
die Bekanntschaft mit der
Es sind wahre Abgründe
er Verworrenheit, in die
verheerenden Wirkungen
der Sittenlosigkeit hinein-
die Zahl der Prostitu-
reckender die nicht festzu-
Prostituierenden, am er-
schändung des Heiligtums
Ehe! Es liegt am Tage,
Not den Bankerott deut-
amalienlebens vorbereitet
ung und Verwilderung der
eistet. Ungezählten Fami-
icht beizukommen, weil sie
ungen von Sitte und Sitt-
zahlosen Kindern, die
Eindrücken der Zuchtlosig-
werden die eigenen Eltern
i Barrieren, die sie von